This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

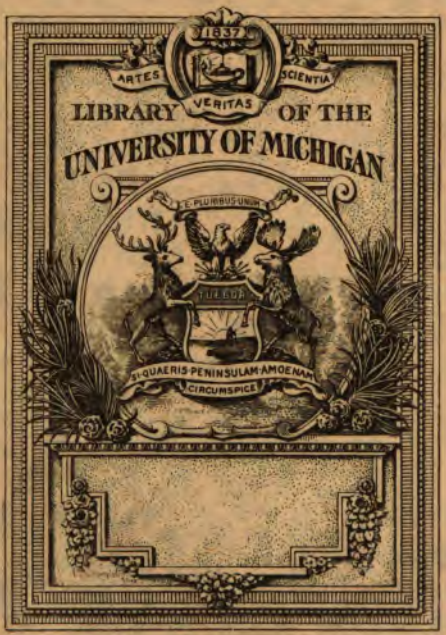
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

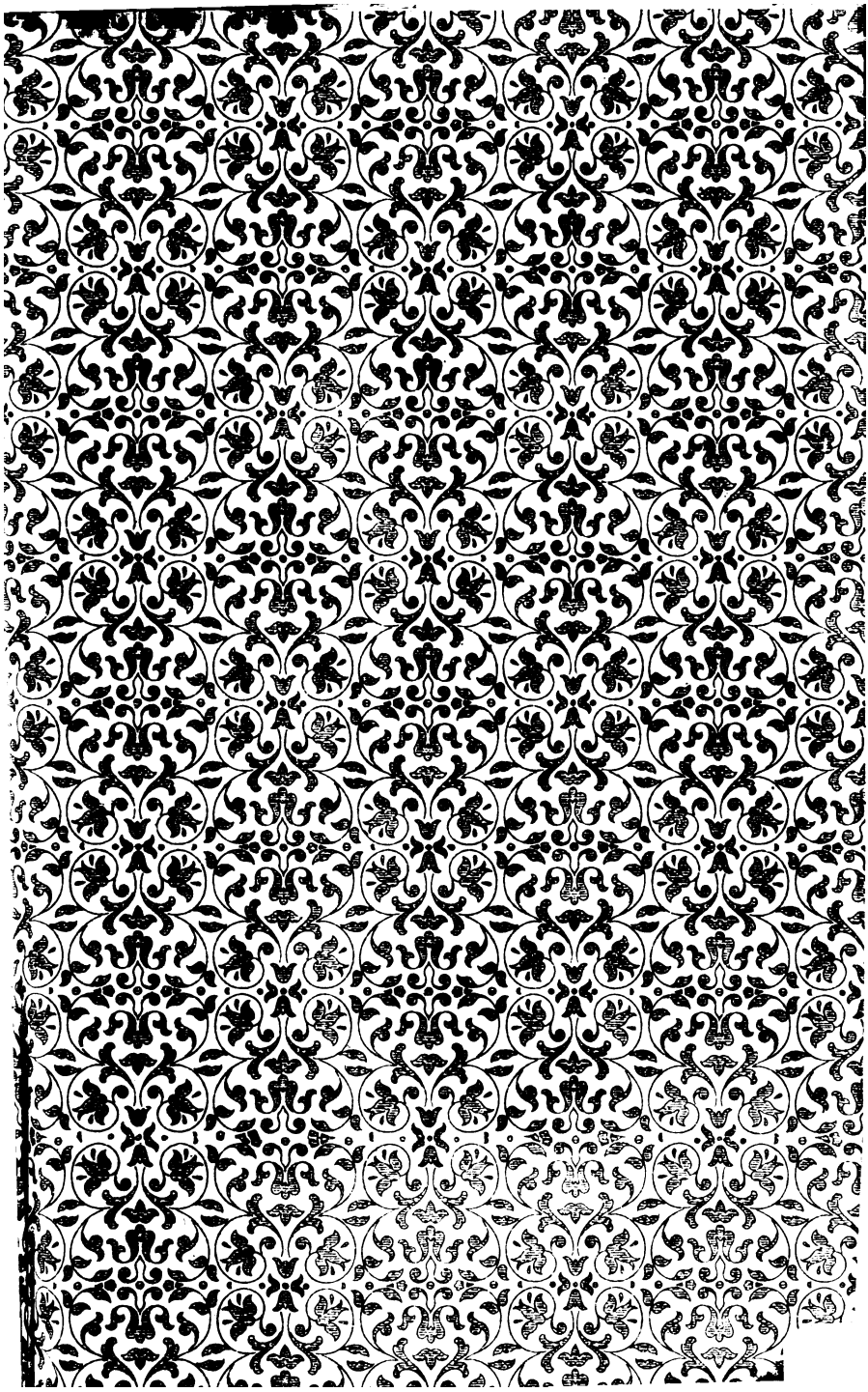
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BL
1855
.B82

A 690,269


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



BL
1855
.B82

Die
chinesische Philosophie
und der
Staats-Confucianismus.

Die chinesische Philosophie und der Staats-Confucianismus.

von

M. von Brandt
Kaiserl. deutscher Gesandter a. D.

Stuttgart.
Verlag von Strecker & Moser
(Inhaber: H. Moser, A. Schröder, H. Strecker).
1898.

Alle Rechte von der Verlagsbuchhandlung vorbehalten,
insbesondere das Uebersetzungsrecht.

Druck von Strecker & Moser in Stuttgart.

Die nachstehende Abhandlung verfolgt nicht den Zweck, eine Geschichte der chinesischen Philosophie oder eine eingehende Erörterung der Probleme zu geben, welche dieselbe zu lösen versucht hat. Dazu würden bändereiche Auseinandersetzungen gehören, die die Geduld des Lesers voraussichtlich bald ermüden dürften. Was beabsichtigt wird, ist in möglichst knapper und allgemein verständlicher Form zu schildern, wie die chinesische Philosophie seit Jahrhunderten auf den Entwicklungsgang des chinesischen Volkes gewirkt hat[1]. Dafür ist es gleichgültig, ob und welche turanischen oder arischen Einflüsse sich in vorhistorischer Zeit geltend gemacht haben mögen, und auf welche Ursachen die unzweifelhaft in der alten Staatsreligion vorhandenen Spuren von Deismus zurückzuführen seien; viel wichtiger und interessanter ist die Thatsache, daß die Cultur des chinesischen Volkes, wie sie uns zuerst in historischer Zeit gegenübertritt, etwas von alters her Uebernommenes, Fertiges, in sich Abgeschlossenes bildet, für das kein Anfang erkennbar ist und das sich auch während eines Jahrtausends, bis zur Einführung des Buddhismus, nicht wesentlich verändert zu haben

[1] Wer sich für den Gegenstand interessiert, wird weiteres in den Werken von Legge, Faber, Giles, Balfour, Edkins, Milne finden, denen auch die meisten der benutzten Übersetzungen entnommen sind.

scheint. Zwar giebt es auch in China Sagen über einen Urzustand, in dem das Volk während des Winters in Erdhöhlen, während des Sommers in Nestern auf Bäumen gelebt haben soll, über eine Zeit, in der der Gebrauch des Feuers unbekannt gewesen und die Bewohner Fische und Vögel zu fangen noch nicht gelernt gehabt hatten; aber die Bezugnahmen auf diese auch nach chinesischen Begriffen vorflutliche Zeit finden sich in viel späteren Werken als eine Erinnerung nicht an bestimmt überlieferte Thatsachen, sondern an seit unvordenklichen Zeiten vorhandene Legenden. In Wirklichkeit sind die angeblich aus der Hsia-Dynastie stammenden Opfergefässe genau ebenso geformt wie die aus der letzten Zeit der Chau-Dynastie, obgleich zwei Jahrtausende dazwischen liegen, die Ceremonien, Gebräuche und Sitten sind dieselben geblieben, in der Religion, in der Philosophie, in der Ethik ist keine Veränderung zu bemerken; nicht als ob während dieser Zeit die Geistesthätigkeit des chinesischen Volkes geruht hätte, im Gegenteil, sie ist wohl selten eine thätigere gewesen als z. B. während des 6. bis 4. Jahrhunderts v. Chr., aber sie hat sich im wesentlichen darauf beschränkt, das von alters her Ueberlieferte zu erhalten, zu erklären und zu paraphrasieren. Die Thätigkeit ist eine exegetische, keine neu schaffende gewesen.

Die chinesische Philosophie hat, wie dies wohl überall in mehr oder weniger scharf ausgeprägter Form der Fall gewesen ist, seit den ältesten Zeiten zwei Richtungen eingeschlagen, von welchen die eine, der spätere Taoismus namentlich in seiner älteren Form als eine metaphysisch-theosophische, die andere als eine ethisch-materialistische, oder wenn man will, ethisch-politische bezeichnet werden kann. Der historische Vertreter der ersteren ist Li R,

beſſer als Lao tſze bekannt, der der anderen Confucius; beide aber waren, wie ſie auch ſtets ſelbſt erklärten, nicht die Schöpfer neuer Lehren, ſondern nur die Überlieferer der Lehren früherer Herrſcher, deren Ausſprüche lange vor ihnen die Quelle der chineſiſchen Weisheit gebildet hatten. Aus dem langen Kampfe gegen den Taoismus, zu dem ſich ſeit dem Beginn unſerer Zeitrechnung der gegen den Buddhismus geſellte, iſt der Confucianismus als Sieger hervorgegangen; er ſtellt noch heute, wie er das ſchon vor zweitauſend Jahren gethan hat, die orthodoxe Richtung dar, deren Anhänger ſich im Laufe der Jahrhunderte der Regierung des Volkes bemächtigt haben. Freilich hat ſich auch dieſe Richtung der chineſiſchen Philoſophie nicht von religiöſen Beimiſchungen freihalten können. Die alte Landesreligion, ein aus dem Shamanismus hervorgegangener Natur-, Geiſter-, Heroen- und Ahnendienſt, der nach oben hin in einer Anzahl amtlicher Ceremonien, nach unten, wie das ja immer und überall der Fall iſt, im kraſſeſten Aberglauben verläuft, hat namentlich in betreff der Ahnenverehrung auf das Gebiet der Philoſophie hinübergegriffen, während buddhiſtiſche und taoiſtiſche Einflüſſe, die letzteren beſonders ſeit dem 12. Jahrhundert n. Chr., ſich in kosmogoniſchen und ähnlichen Fragen ſehr bemerkbar machen. Die mancherlei Verfolgungen, denen Buddhiſten und Taoiſten in China ausgeſetzt geweſen ſind, ſtehen damit nicht im Widerſpruch; es handelte ſich bei denſelben nicht um die Unterdrückung oder Ausrottung dogmatiſcher Ketzereien, ſondern um den Widerſtand gegen den politiſchen Einfluß, deſſen ſich die Prieſter der beiden Sekten bemächtigt hatten oder zu bemächtigen ſuchten, und mehr vielleicht noch um die Aufrechterhaltung des Grundprinzips des Confucianismus,

der Fortpflanzung der Familie, welche durch das ungebührliche Ueberhandnehmen der Klöster bedroht schien. Von den letzteren soll es z. B. in 845 n. Chr. 4600 mit 40000 kleineren Gebäuden und über 260000 Mönchen und Nonnen gegeben haben.

Was dem Confucianismus das Uebergewicht gegeben hat, dürfte in erster Linie gewesen sein, daß er, statt der Zurückgezogenheit von der Welt und dem Aufgehen in der Beschaulichkeit, die Buddhismus und Taoismus predigen, das Wort zu reden, die Teilnahme an den praktischen Aufgaben des Lebens empfahl und Amt und Ehren als Lohn für die richtige Lösung derselben in Aussicht stellte. Er konnte und kann daher mit Recht als „Weltweisheit" bezeichnet werden, eine Richtung, die dem praktischen Sinn der Chinesen besonders sympathisch sein mußte.

Lange vor Confucius und lange nach ihm gab es in China Leute, die man mit den brahmanischen und buddhistischen Weisen, mit den jüdischen Propheten und vielleicht mit den griechischen Philosophen vergleichen könnte; halb Rhetoren, halb Politiker, zogen sie in den kleinen Fürstentümern von Hofe zu Hofe, oft mit einem bis auf mehrere Tausende anschwellenden Gefolge von Schülern, anspruchsvoll und anmaßend, lehrend und kritisierend, den Fürsten und oft wohl auch der Bevölkerung eine Last, den praktischen Staatsmännern ein Greuel oder ein Spott; selten in besonders wichtigen Posten verwendet, unterlagen sie meistens nach kurzer Zeit den Intriguen der eingebornen Beamten oder Adelsfamilien, die sich in jedem der Lehnstaaten um Einfluß und Macht zu streiten pflegten.

Die Dynastie der Shang, die angeblich seit 1766 v. Chr. in China geherrscht hatte, war in 1122 v. Chr. durch die

der Chau gestürzt worden. Wuwang, der erste Herrscher derselben, der ungefähr gleichzeitig mit Saul (1110 v. Chr.) den Thron bestieg, war ein gelehrter, frommer und tapferer Fürst, aber er beging den Fehler, vielleicht durch die politische Lage dazu gezwungen, das Reich, welches früher nur einen Herrn, den Kaiser, gekannt hatte, in eine Anzahl von Lehensfürstentümer von verschiedener Größe und Macht — es gab deren zu verschiedenen Zeiten zwischen 125 und 40 — zu teilen und für den Kaiser nur ein unbedeutendes Gebiet zu behalten. Die nachteiligen Folgen dieser Maßregel konnten nicht ausbleiben, die Lehensfürsten lagen in fortwährendem Streit untereinander, die schwachen Kaiser waren unfähig Ordnung zu halten, und das Reich bot das Bild der größten Verwirrung, in der jeder Landesherr, groß oder klein, nur daran dachte, sein Gebiet und seine Macht auf Kosten seiner Nachbarn zu vergrößern, während in den einzelnen Staaten die hohen Beamten, die Adelsfamilien und die politischen Faktionen sich gegenseitig befehdeten. Kurz, ganz das Bild, das das Heilige römische Reich deutscher Nation später bieten sollte.

In einem dieser kleinen Lehensfürstentümer, in dem in dem heutigen Shantung gelegenen Herzogtum Lu wurd in 550 v. Chr. Confucius oder wie er auf chinesisch heißt, Kung Kiu, geboren. Der von den Jesuiten latinisierte Name ist dem chinesischen Kung fu tsze nachgebildet, der aus dem Familiennamen, der Bezeichnung des Trägers als hoher Beamter „(Ta)su" und als Lehrer oder Meister „Tsze" zusammengesetzt ist. „Kiu" bedeutet Hügel und bezieht sich auf einen Auswuchs, den Confucius auf dem Kopfe gehabt haben soll oder auf die Form des letzteren überhaupt.

Die Familie des Confucius stammte aus dem Kaisergeschlecht der Shang, unter den Chau waren seine Vorfahren Fürsten von Sung gewesen, im östlichen Teile des jetzigen Honan. Die jüngere Linie, der er angehörte, hatte den Zunamen Kung angenommen und war gegen Ende des 8. Jahrhunderts nach Lu ausgewandert, wo sein Großvater Kommandant einer Stadt gewesen war und sein Vater sich als Soldat durch große Körperkraft und Tapferkeit ausgezeichnet hatte. Confucius selbst war der Sproß einer in hohem Alter abgeschlossenen zweiten Ehe seines Vaters mit der Tochter eines Nachbarn, nach andern nur der einer Beischläferin. Die Legenden, welche seine Geburt mit allerhand abenteuerlichen Voraussagungen und Erscheinungen, dem Auftreten des Kilin, von Drachen, Genien u. s. w. ausschmücken, sind Erfindungen einer späteren Zeit.

Ueber die Jugend des Confucius ist wenig bekannt; drei Jahre nach seiner Geburt starb sein Vater; in seinem neunzehnten Jahre verheiratete er sich — seine Ehe ist keine glückliche gewesen, er ließ sich von seiner Frau scheiden, die wohl auch manche Veranlassung zur Unzufriedenheit gehabt haben dürfte — und ein Jahr darauf wurde sein Sohn Li, Karpfen, geboren, so genannt nach dem Geschenk einiger Karpfen, welche der Herzog von Lu bei dieser Gelegenheit dem Vater sandte. Zu derselben Zeit wurde Confucius zum Aufseher der Kornmagazine ernannt und ein Jahr später mit der Verwaltung der fiskalischen Ländereien beauftragt, welches beides unbedeutende Stellungen gewesen zu sein scheinen.

Bald darauf begann Confucius seine Lehrthätigkeit und versammelte eine Anzahl von Schüler um sich, deren Honorare — Geschenke nach chinesischer Anschauung

— zu seinem Lebensunterhalt dienten. Neben dieser und seiner amtlichen Thätigkeit scheint er sich hauptsächlich mit dem Studium der alten Ceremonien und der alten Musik beschäftigt und in diesen beiden Zweigen der Philosophie, denn dazu rechnet sie der Chinese, bald einen solchen Ruf als Autorität erlangt zu haben, daß vom Jahre 517 an eine Anzahl der den großen Familien des Landes angehörigen jungen Leute unter ihm Humaniora zu studieren begannen. Dies erhöhte sein Ansehen und ermöglichte es ihm, einen lange gehegten Wunsch auszuführen und die kaiserliche Hauptstadt Lo yang in Honan zu besuchen. Er benutzte seinen Aufenthalt daselbst, um die großen Reichstempel des Himmels und der Erde zu besichtigen und sich über die Ceremonien am Kaiserhofe zu unterrichten. In diese Zeit soll auch sein angebliches Zusammentreffen mit dem viel älteren Lao tsze fallen, der als Aufseher der Schatzkammer in Lo yang lebte. Noch in demselben Jahre kehrte Confucius nach Lu zurück, wo sein Ruf, vielleicht infolge dieser Reise, von Tag zu Tag zunahm, so daß er bis zu 3000 Schüler um sich versammelt gehabt haben soll.

Die politischen Zustände in Lu machten indessen bald seinen längeren Aufenthalt daselbst unmöglich. Zwischen dem fürstlichen Hause und drei demselben verwandten Familien, denen von Ki, Shuh und Mang, zu deren ersterer Confucius in einem gewissen Abhängigkeits-(Klienten?)-Verhältnis gestanden zu haben scheint, kam es in 516 v. Chr. zu offenen Feindseligkeiten, der Herzog wurde besiegt und floh in das benachbarte Fürstentum Tsé, wohin Confucius ihm folgte. Trotz der Vorliebe des Herzogs von Tsé für ihn war der Widerstand der im Fürstentum am Ruder befindlichen Männer mächtig genug,

um seine Verwendung im Staatsdienste dort zu verhindern. Nach Ablauf eines Jahres kehrte er wieder nach Lu zurück, wo er 15 Jahre verweilte, ohne ein Amt erhalten zu können. Sein Vaterland war während dieser Zeit durch die Kämpfe der Parteien zerrissen, die erst durch die Vertreibung eines der Hauptruhestörer wenigstens teilweise beigelegt wurden. In 500 v. Chr. wurde Confucius zum ersten Beamten der Stadt Chungtu ernannt und, da die von ihm dort eingeführten Reformen allgemeine Aufmerksamkeit erregten, bald zum Assistenten des Oberaufsehers der öffentlichen Bauten und kurz darauf zum Justizminister. Auch in dieser Stellung soll er Außerordentliches geleistet haben, so daß die Nachbarfürsten, durch den blühenden Zustand von Lu eifersüchtig und besorgt gemacht, auf seine Entfernung von dem Posten hinzuwirken suchten, was ihnen auch durch ein Geschenk von 60 schönen Tänzerinnen und Sängerinnen gelang, die den Herzog bald ganz zu umgarnen wußten und ihn von allen Regierungsgeschäften ablenkten. Confucius verließ entrüstet sein Vaterland, um unter manchen Entbehrungen 13 Jahre lang heimatlos von Ort zu Ort zu ziehen, ohne irgendwo ein geneigtes Ohr für seine Ratschläge zu finden.

Ganz so wird sich die Sache freilich wohl nicht verhalten haben. Confucius war bei anderen Gelegenheiten nicht so feinfühlig gewesen, wie versucht wird ihn hier darzustellen. Das Wahrscheinliche ist, daß die Familie Ki, durch welche Confucius zu Amt und Würden gekommen war, auf seine Willfährigkeit gerechnet haben mochte und sich sehr enttäuscht fand, als er es unternahm, die Macht der großen Lehensträger im Fürstentum zu brechen und ihre befestigten Städte zu zerstören, in denen

sie dem Landesherren trotzten; er unterlag voraussichtlich viel mehr inneren Intriguen als äußeren Einflüssen, und seine Auswanderung wird daher wohl keine ganz freiwillige gewesen sein; jedenfalls scheint der Einfluß der Familie Ki ihm so lange die Rückkehr in die Heimat unmöglich gemacht und ihm dieselbe erst gestattet zu haben, als von dem gebrochenen Greise nichts mehr zu fürchten war.

In 483 kehrte Confucius nach Lu zurück, wo seine Lehrthätigkeit und litterarischen Beschäftigungen seine Zeit ausfüllten, bis er in 478 v. Chr., 73 Jahre alt, verbittert durch das Fehlschlagen aller seiner Hoffnungen und Bestrebungen starb. Seine letzten Worte zu seinem Schüler Tszekung waren: „Kein weiser Herrscher erscheint, niemand im ganzen Reiche will mich zu seinem Berater machen, meine Zeit ist gekommen zu sterben.“ Seine Schüler begruben ihn in K'hufuhsien im jetzigen Shantung und trauerten um ihn drei Jahre lang an seinem Grabe, wo sie sich nach chinesischer Sitte Hütten errichteten.

„Nach dem Tode des Confucius, heißt es in der Geschichte der früheren Han-Dynastie (210 v. Chr. — 24 n. Chr.) war es mit seiner Lehre zu Ende und nachdem seine siebzig (hauptsächlichsten?) Schüler hingegangen waren, wurde dieselbe entstellt. Es gab eine große Anzahl verschiedener Texte der Annalen, des Liederbuches und des Buches der Verwandlungen, und während der Unordnungen und Fehden zur Zeit der kämpfenden Staaten (480—221 v. Chr.) lagen Wahrheit und Falsch noch mehr im Streite, und in den Lehren der verschiedenen Gelehrten herrschte große Verwirrung. Dann kam das Unglück, das die Tsin-Dynastie (220—205 v. Chr.) brachte, unter der die Bücher durch Feuer zerstört wurden, damit

das Volk in Unwiſſenheit erhalten werde. Aber allmählich gewann die Han-Dynaſtie das Reich und bemühte ſich, den Schaden zu heilen, den die Tſin-Dynaſtie verurſacht hatte. Tafeln und Bretter (worauf in alten Zeiten die Zeichen eingeſtochen oder eingeritzt waren) wurden zuſammengeſucht und die (klaſſiſchen) Bücher geſammelt."

In dieſelbe Zeit fällt die gewiſſermaßen amtliche Anerkennung des Confucius durch die Reichsregierung, d. h. den Repräſentanten derſelben, den Kaiſer. Nach dem Tode des Weiſen wurde ihm auf den Befehl des Herzogs von Lu ein Tempel errichtet, und vierteljährliche Opfer angeordnet. Aber obgleich in 194 v. Chr. der Gründer der Han-Dynaſtie, als er durch Lu reiſte, dieſen Tempel beſuchte, und einen Ochſen opfern ließ, war es doch erſt im Jahre 1 n. Chr., daß der Kaiſer Ping dem Confucius einen poſthumen Ehrentitel verlieh und in 57 n. Chr., daß Opfer für ihn in allen kaiſerlichen und Landesſchulen eingeführt werden. Bis zum Jahre 609 n. Chr. teilte Confucius dieſe Verehrung mit dem Herzog von Chau, Chau Kung, dem Bruder des erſten Kaiſers der gleichnamigen Dynaſtie; erſt ſeit dieſer Zeit wurden ihm eigene Tempel errichtet; und von 628 an wurde er allein verehrt. Der poſthume Ehrenname, den er heute beſitzt: „Kung, der alte Lehrer, der vollkommene Weiſe", ſtammt erſt aus dem Jahre 1657 und iſt ihm von dem erſten Kaiſer der jetzt regierenden mandſchuriſchen Dynaſtie verliehen worden, die überhaupt mehr wie irgend eine der vorhergehenden für das Andenken und die Verehrung des Meiſters gethan hat, wohl in dem richtigen Gefühl, daß dem chineſiſchen Volke dadurch die Fremdherrſchaft weniger drückend erſcheinen würde.

Confucius lehrte, wie ſchon bemerkt, nichts Neues; er

erklärte nur die von alters her übernommenen Lehren und berief sich bei jeder Gelegenheit auf dieselben; es ist vielleicht gerade dieser, wenn man sagen darf, Unpersönlichkeit seiner Lehre mit zuzuschreiben, daß dieselbe während so vieler Jahrhunderte einen solchen Einfluß auf das Volk auszuüben vermochte. Confucius und nach ihm seine Schüler, Nachfolger und Kommentatoren waren nur Ringe einer Kette, die seit langer Zeit im Bewußtsein des chinesischen Volkes verankert war.

Was Confucis lehrte, kann man am besten in dem Grundsatz zusammenfassen, daß, wer andere erziehen wolle, sich zuerst selbst erziehen müsse. Ein pädagogischere Auffassung des griechischen „Erkenne dich selbst", aber zugleich ein unverkennbarer Fortschritt, denn Selbsterkenntnis kann nur Wert haben, wenn sie der Anfang zur Besserung ist.

„Confucius sprach mit Vorliebe von dem Gewöhnlichen, Regelrechten und nicht von dem Ungewöhnlichen, Außerordentlichen; er sprach von dem, was man durch Thätigkeit und darauf beruhende Kraft und nicht von dem, was man durch überlegene Macht erreichen kann; er sprach von Zuständen der Ordnung und nicht von anarchischen Zuständen mit ihren Intriguen; er sprach von menschlichen und nicht von überirdischen Dingen. Er lehrte das Verständnis der in den Schriften der Alten enthaltenen Grundsätze und in Gemäßheit derselben zu handeln, die Moralität des Herzens und wie den ethischen Prinzipien treu zu bleiben;" so paraphrasiert ein neuerer Kommentator eine Stelle, die sich in den „Gesprächen" befindet, und die, wie sich nicht in Abrede stellen läßt, die Art und Weise der Lehrthätigkeit des Weisen treffend schildert.

Besonders charakteristisch ist die Abneigung des Confucius, sich mit dem zu befassen, was mit dem unbekannten Jenseits zu thun hat. „Du kannst den Lebenden nicht dienen, wie willst du den Geistern (der Toten) dienen," erwidert er einem seiner Schüler, und als derselbe den Gegenstand noch weiter erörtern will: „Du kennst das Leben noch nicht, wie kannst du etwas über den Tod wissen." Die alten Kommentatoren erläutern diese Stellen dahin, daß Confucius dem Schüler keine andere Antwort gegeben habe, „weil Geister und Tod unklare Dinge seien und es nicht lohne, über dieselben zu sprechen."

Das 10. Buch der „Gespräche" enthält eine eingehende Schilderung der Gewohnheiten und der Haltung des Weisen, aber wie Dr. Legge, der Uebersetzer der klassischen Werke der Chinesen sagt: „Confucius ist weniger von einem Weisen für mich, nachdem ich ihn bei Tische, im Schlafrock, im Bett und im Wagen gesehen habe." Einen Vorteil aber hat die peinliche Sorgfalt, mit der die Schüler auch die kleinsten Einzelheiten der Gewohnheiten ihres Meisters aufgezeichnet haben; sie beweist uns, wie konservativ die Chinesen selbst in den unbedeutendsten Aeußerlichkeiten sind, da viele der Angaben noch auf die heutige Zeit passen.

So heißt es an einer Stelle, wo davon die Rede ist, wie Confucius sich verhielt, wenn er von dem Fürsten beauftragt wurde, einen Besucher zu empfangen: „Er eilte vorwärts mit seinen Armen erhoben wie die Flügel eines Vogels." Dasselbe Ceremonial herrscht noch heute bei Hofe, wie die von dem Kaiser von China in 1874 und später in Audienz empfangenen Gesandten bezeugen können. „Blieb er im Thore stehen, so geschah es nicht in der Mitte des Weges, und beim Hinein- und

Herausgehen trat er nicht auf die Schwelle." Der Weg unter jedem Thore war in alten Zeiten durch einen Pfahl in zwei Teile geteilt, für den Ein- und Ausgang. Die Mitte jedes dieser beiden Wege durfte nur von dem Fürsten benutzt werden. Heute bestehen in den kaiserlichen Palästen und Gemächern fast überall mehrere, drei bis fünf Thore oder Thüren, von denen die mittelsten ausschließlich für den Gebrauch des Kaisers bestimmt sind und von niemand anderem benutzt werden dürfen. Wo nur ein Thor oder eine Thüre vorhanden ist, wie z. B. bei der jetzt für die Audienzen der fremden Gesandten gebrauchten Halle, will es die Etikette, daß das Herein- und Herausgehen nicht gerade auf der Mittellinie erfolge. In Gärten und Begräbnisstätten von Kaisern oder Prinzen ist der mittlere Teil der mittleren Treppe, welche zu Hallen oder Tempeln führt, häufig mit großen Marmorplatten bedeckt, auf denen sich in Relief gearbeitete Drachen befinden, so daß das Betreten derselben unmöglich gemacht wird; während die Träger rechts und links auf den Stufen emporsteigen, schwebt nur der Tragstuhl oder der Sarg über der Mitte der Treppe. — Was das Betreten der Schwelle anbetrifft, so berichten schon Marco Polo, Odoric, Rubruquis und Carpini, daß das Betreten derselben beim Eintreten in die Zelte oder Paläste der Kaiser der Mongolen-Dynastie und der Fürsten als ein mit schwerer Strafe zu ahnendes Vergehen angesehen worden sei. In China gilt es heute überhaupt für unhöflich und den Bewohnern des Hauses unglückbringend; bei den Audienzen beim Kaiser wurden die Gesandten ausdrücklich gebeten, das Betreten der übrigens fast einen Fuß hohen sehr schmalen Schwelle zu vermeiden; in Japan wurde es ebenfalls bis vor wenigen Jahren als ein grober Verstoß

und eine Beleidigung angesehen, die unter zweischwertigen Leuten nur mit Blut gesühnt werden konnte. Den Fuß auf die Schwelle setzen galt gerade soviel, als ihn dem Hausherrn auf den Kopf setzen. —

Das Bild des Confucius, wie es sich aus den über ihn aufbewahrten Nachrichten ergiebt, ist das eines ältlichen, griesgrämigen und nicht ganz humorlosen Herren, peinlich pedantisch in Kleidung, Benehmen und Lebensgewohnheiten, der alles weiß und alles kann und nie eine Gelegenheit vorbeigehen läßt, den Nächsten sein Besserwissen salbungsvoll empfinden zu lassen, ein Professor der Geschichte und Moral, der mit den Toten auf erträglichem Fuße steht, weil er sie kritisieren und citieren kann, ohne daß sie ihm widersprechen, und der es den Lebenden nicht vergiebt, daß die Geschichte sich nicht nach dem von ihm aufgestellten Schema abspielt und er nicht berufen wird, die Welt wieder einzurenken; der darum nörgelnd alles tadelt, was andere thun oder unterlassen, der sich in alles mengen möchte, wenn die bösen andern das nur gestatten wollten, und den die gezwungene Unthätigkeit, der Zwiespalt zwischen dem Wollen und Nichtdürfen gegen andere und schließlich gegen sich selbst verbittert. Das Urteil mag hart erscheinen, aber es ist schon von seinen Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfolgern, die freilich zu seinen Gegnern gehörten, gefällt worden. In der von Sze ma tsien nach taoistischen Berichten erzählten Zusammenkunft zwischen Lao tsze und Confucius sagt der ältere zu dem jüngeren, der ihn vermutlich weidlich mit Citaten aus dem Leben der alten Weisen und seiner Auffassung des Nutzens äußerer Ceremonien für die innere Entwicklung des Menschen gelangweilt hatte: „Die Leute, von denen du so viel redest, sind

längst tot und ihre Gebeine sind vermodert, nur ihre Worte klingen noch nach. Wenn die Zeit des Weisen gekommen ist, so redet er; ist sie nicht da, so weiß er zu schweigen. Ich habe doch gehört, daß ein guter Kaufmann, selbst wenn er seinen Speicher mit Schätzen gefüllt hat, sich das Aussehen giebt, als wenn er arm sei, und daß der Weise seine Weisheit zu verbergen wisse (d. h. sie nicht immer und überall auskramt). Lege deinen Hochmut und deine Begierden ab, deinen auswendigen Schein und deine wilden Pläne. Alles das nutzt dir doch nichts. Das ist das einzige, was ich dir zu sagen habe."

An einer Stelle in den „Gesprächen" wird erzählt, wie Confucius, als er einst an einen Strom gekommen den er überschreiten mußte, einen seiner Schüler zu zwei in der Nähe auf dem Felde arbeitenden Leuten geschickt habe, um sich nach der Furt zu erkundigen, die man benutzen könne. Die Arbeiter waren Einsiedler (Taoisten), die sich von der Welt zurückgezogen hatten; der eine von ihnen frug, wer der Mann im Wagen sei, der sich erkundigen lasse und erwiderte, als der Schüler den Namen des Confucius genannt hatte: „Kung kiu aus Lu? der kennt die Furt!" (d. h. der Kerl weiß ja alles, der muß doch auch die Furt kennen), drehte sich um und arbeitete weiter. Der andere Einsiedler war weniger kurz angebunden, aber nicht liebenswürdiger. „Du bist ein Schüler des Confucius? Unordnung, wie eine schwellende Flut bedeckt das ganze Land und wer wird das Euch zu Liebe ändern? Warum willst du einem folgen, der der Unordnung nur hier und da aus dem Wege geht (eine Anspiegelung auf das Herumziehen von Confucius von einem Fürstentum in das andere) und

nicht einem, der sich ganz von der Welt zurückzieht.“ Sprach's und wandte sich wieder zu seiner Arbeit.

In Chwang tszes Werken wird Confucius noch übler mitgespielt. In dem „Der Räuber Kih“ überschriebenen Abschnitt wird erzählt, wie Confucius sich in das Lager dieses Räuberhauptmanns begiebt, um denselben von seinen bösen Wegen abzubringen, aber von demselben sehr schlecht empfangen wird. „Du erfindest Reden und schwatzest in einem fort und berufst dich auf die alten Weisen, ohne daß du eine Veranlassung dazu hättest. Je mehr du redest, desto größeren Unsinn bringst du vor. Du fütterst dich, ohne zu pflügen, und kleidest dich, ohne zu weben; deine Lippen stehen nicht still und deine Zunge geht wie ein Trommelschlegel; du entscheidest was recht und unrecht sei und bringst alle Fürsten des Reichs damit auf falsche Wege und bist die Veranlassung, daß die Gelehrten sich nicht mit dem befassen, was sie eigentlich angeht; du redest von kindlicher Liebe und brüderlicher Pflicht und scherwenzelst doch selbst um die Fürsten des Reichs herum, um die Reichen und Adeligen ... Du willst die alten Lehren W'en Wangs (die nichts taugten) wieder aufputzen und du sprichst über alles, von dem irgend wo die Rede ist, daß es für die Unterweisung der kommenden Geschlechter dienen könne. Mit deinem absonderlichen Kleide und engem Gürtel, mit deinen betrügerischen Reden und heuchlerischem Betragen verführst du die Fürsten der Staaten und strebst nach Reichtum und Ehren. Einen größeren Räuber wie dich giebt es gar nicht, warum nennt nicht die ganze Welt dich den Räuber Kiu, statt mich den Räuber Kih? ... Du nennst dich einen Mann von Talent, einen Weisen! Zweimal haben sie dich am Lu fortgejagt, aus Wei mußtest du flüchten, in T'si ging

es dir an den Kragen und in Ch'en und Ts'ai hielten dich die Soldaten umzingelt. Für dich giebt es überhaupt im Reiche keinen Platz mehr, wo du dein Haupt in Ruhe niederlegen könntest. Deine Lehren tragen die Schuld daran, daß dein Schüler Tsze lu hingerichtet und sein geviertteilter Körper über dem Thore von Wei aufgehängt wurde; du kannst weder dich noch andere vor Unheil bewahren, was kann deine Lehre denn da für einen Wert haben."

Aber auch andere, nicht der taoistischen Richtung angehörige Schriftsteller haben Confucius scharf angegriffen; so im ersten Jahrhundert n. Chr. der berühmte Wang Chung, der als der eigenartigste und scharfsinnigste aller Metaphysiker Chinas gilt und dessen Talent und Bedeutung selbst die Orthodoxen widerwillig anerkennen, wenn sie auch mißbilligend die Achseln zucken über den ungehörigen Eifer und die grenzenlose Kühnheit mit der er, was er die Uebertreibungen und Erfindungen des Confucius und Mencius nannte, bloßgestellt und verurteilt hat.

Diesen absprechenden Urteilen gegenüber möge hier eine Stelle aus der „Unveränderlichen Mitte" folgen, die zeigt, wie seine Schüler über ihn dachten. Der Hymnus, denn das ist es, was der Verfasser anstimmt, giebt zugleich ein Bild von dem, was der Chinese unter einem „vollkommenen Weisen" versteht und wie ihm heute noch Confucius erscheint.

„Confucius überlieferte die Lehren der Kaiser Yao und Shun, als wenn dieselben seine Ahnen gewesen wären und erläuterte die Anordnungen Wen's und Wu's (die Gründer der Chau-Dynastie), die er sich selbst zur Richtschnur gesetzt hatte. Oben war er in harmonischer

Übereinstimmung mit den ewigen Bewegungen des Himmels, unten stand er fest wie die Erde.

„Wohl kann man ihn mit dem Himmel und der Erde vergleichen, die alles tragen und erhalten, alles beschatten und beschützen. Er ist wie die vier Jahreszeiten in ihrem wechselnden Laufe, wie die Sonne und der Mond mit ihrem sich ablösenden Lichte.

„Alles (im Weltall) besteht nebeneinander, ohne daß eines das andere schädige. Der Lauf der Jahreszeiten, der Sonne und des Mondes geht vor sich, ohne daß sie sich untereinander hindern. Die kleineren Kräfte (der Natur) sind wie die Strömungen der Flüsse, die größeren zeigen sich in mächtigen Verwandlungen (Umwälzungen). Das ist es, was Himmel und Erde so groß macht (die Harmonie der Sphären?).

„Er allein, der alle guten und weisen Eigenschaften besitzt, die unter dem Himmel bestehen können, zeigt sich schnell im Erfassen, klar im Unterscheiden, umsichtig im Erkennen und allumfassend im Wissen, geschaffen um zu herrschen; großherzig und großmütig, wohlwollend und milde, nachsichtig, anregend, energisch, fest und ausdauernd, haltend was er ergriffen, gesetzt, gemessen, ernst, nie vom (richtigen) Pfade abweichend, fehlerlos (korrekt), Ehrfurcht einflößend, vollkommen, scharfsichtig, scharfsinnig und durchdringend, fähig (Gutes von Bösem) zu unterscheiden.

„Allumfassend ist er und weit; tief und nie ruhend (thätig) wie eine Quelle, zur rechten Zeit seine Tugenden offenbarend.

„Allumfassend ist er und weit, er ist wie der Himmel! Tief und nie ruhend wie die Quelle, ist er (unergründlich) wie der Abgrund! Er erscheint, und alle verehren ihn,

er ſpricht, und alle glauben ihm, er handelt, und alle bewundern ihn!

Darum geht ſein Ruhm über das ganze Reich und bringt bis zu den fernſten Barbaren. Soweit Schiffe und Wagen gelangen und die Kraft der Menſchen reicht, ſoweit der Himmel ſich wölbt und die Erde trägt, ſoweit Sonne und Mond ſcheinen, und Reif und Thau fallen, ſoweit liebt und ehrt ihn alles, was Blut und Odem hat. Darum heißt es: Er iſt wie der Himmel!

„Nur der, der die größte Lauterkeit beſitzt, die unter dem Himmel möglich iſt, kann die unveränderlichen Beziehungen der Menſchen untereinander regeln, die großen fundamentalen Tugenden der Menſchheit feſtſetzen und die alles neubildenden und nährenden Kräfte des Himmels und der Erde erkennen; ſoll der ſich auf ein Weſen oder ein Ding, die außer ihm liegen, ſtützen?

„Nenne ihn den idealen Mann, wie ernſt ſtrebend iſt er! Nenne ihn Abgrund, wie tief iſt er! Nenne ihn Himmel, wie weit iſt er!“

„Wer anders kann ihn verſtehen als der, der ſchnell im Erfaſſen, klar im Unterſcheiden, weitſichtig im Erkennen und allumfaſſend im Wiſſen iſt, der alle himmliſchen Tugenden beſitzt (d. h. nur einer der ihm gleich iſt.)?“

Es würde durchaus falſch ſein, an Confucius einen modernen oder gar den chriſtlichen Maßſtab legen zu wollen; er war ein Sohn ſeiner Zeit, verwachſen mit ihren Anſchauungen und Auffaſſungen und ſtand auf dem Boden der damals herrſchenden Moral. Auch perſönlich war er nicht frei von Schwächen und Fehlern, die ihm wiederholt Ermahnungen und Warnungen wenigſtens ſeitens eines ſeiner Schüler, Tſze lu, zugezogen haben, der bei mehr als einer Gelegenheit den „rechten Ritter“

gespielt zu haben scheint. Confucius hatte stets gegen aufrührerische Unterthanen und Beamte geeifert, trotzdem war es zweimal nur die warnende Stimme Tsze lus, die den in allen seinen Hoffnungen und Träumen, als politischer und socialer Reformator wirken zu können, getäuschten Mann verhinderte, seinen eigenen Lehren untreu zu werden. „Ja", ruft er das eine Mal aus, als Tsze lu ihm den Widerspruch vorhält, der zwischen seinen Worten und seinen Thaten liegen würde, „ja, ich habe gesagt, daß ein edler Mann sich nicht mit denen einläßt, die Uebles thun, aber heißt es nicht: was wirklich hart ist, kann geschliffen werden, ohne dünner zu werden und was wirklich weiß ist, kann in eine dunkle Flüssigkeit getaucht werden, ohne daß es schwarz wird! Bin ich denn ein bitterer Kürbis! Wie kann ich davor bewahrt werden, gegessen (verwendet) zu werden!" Bei einer anderen ähnlichen Gelegenheit, wo ein Aufrührer ihn zu sich ruft, sagt er: „Er muß doch einen Grund haben, daß er mich zu sich einlädt! Wenn mich jemand verwenden wollte, könnte ich nicht ein anderes westliches Chau schaffen! (Das Heimatland der regierenden Dynastie und in alten Zeiten das Vorbild eines gut regierten und glücklichen Staates).

Die Sucht, eine politische Rolle zu spielen, dürfte überhaupt allen überlieferten Schwächen des Confucius zu Grunde gelegen haben. So, wenn er im Gefolge des Fürsten von Wei und der übelberüchtigten Gattin desselben durch die Straßen der Hauptstadt fuhr und das Volk ihm nachrief: „Laster voran und Tugend hinterher!" oder wenn ihn dieselbe Dame in Audienz empfing und er sich Tsze lu gegenüber mit den Worten zu rechtfertigen suchte: „Worin ich gefehlt habe, möge der

Himmel mich verwerfen." Als er den Eid bricht, den er dem Kommandanten von Pu geleiſtet, nicht nach Wei zu gehen, ſagt er zu ſeiner Entſchuldigung: „Es war ein erzwungener Eid, den die Geiſter nicht hören."

Zur Zeit des Confucius und noch viel ſpäter herrſchte in China die Blutrache. „Mit dem Mörder ſeines Vaters darf ein Sohn nicht unter demſelben Himmel leben; gegen den Mörder ſeines Bruders muß ein Mann nie nach Hauſe zurückzukehren brauchen um eine Waffe zu holen; mit dem Mörder eines Freundes muß ein Mann nicht in demſelben Staate wohnen," heißt es im Buch der Gebräuche, und dieſe Vorſchriften hat Confucius ausdrücklich beſtätigt.

Bei der Regel, daß der Sohn auf einer Matte von Gras ſchlafen müſſe, mit ſeinem Schild als Kopfkiſſen, und daß er kein Amt annehmen dürfe, bis er den Mörder ſeines Vaters getötet habe; daß er auf dem Marktplatz und bei Hofe die Waffe ſtets zur Hand haben müſſe, um ihn zu treffen, hat der Satz, daß man anderen nicht thun ſolle was man nicht wolle, daß ſie einem ſelbſt thäten, eine hervorragend praktiſche Bedeutung. Es kann daher nicht wunder nehmen, daß, als einer ſeiner Schüler fragt, ob es nicht ein Wort gebe, das als Regel für das Verhalten während des ganzen Lebens dienen könne, Confucius antwortet: „Iſt nicht Gegenſeitigkeit ein ſolches Wort?" Daß die Weiterführung des Gedankens, die Vergeltung von Böſem mit Gutem fehlt, iſt wohl natürlich, wie denn auch ein anderer Schüler auf eine dahin gehende Frage die Antwort erhielt: „Und womit ſoll man denn Gutes vergelten? Vergeltet Böſes mit Gerechtigkeit und Gutes mit Gutem." Es entſpricht ganz der ſtrengen Auffaſſung des Weiſen, daß an einer anderen

Stelle dem, der anders handelt, Furcht als Beweggrund untergelegt wird. In der positiven Morallehre des Confucius konnte die mildere Auffassung keinen Platz finden, wohl aber in der Theosophie der Lao tsze, wie denn das „Vergeltet Böses mit Gutem" im Tao teh king steht.

Die Lehren, die Confucius verkündete und erklärte, lassen sich im wesentlichen, wie schon bemerkt, dahin zusammenfassen, daß jeder sich selbst erziehen müsse, um andere ihm durch Alter oder Stellung Untergeordnete erziehen zu können. Während den einen so das Erziehen, Befehlen zur Pflicht gemacht wird, werden die anderen zum Gehorsam angewiesen; freilich nicht zum absoluten, in jedem Falle zu beobachtenden; denn der Sohn wie der Beamte soll den irrenden Vater oder Fürsten auf den Pfad der Tugend zurückzuführen suchen. „Wie soll man einem Fürsten dienen?" fragt Teze lu, und Confucius antwortet: „Täusche ihn nicht und widersprich ihm ins Gesicht." Auf die Frage, ob ein Sohn den Befehlen seines Vaters in jedem Falle Folge leisten müsse, erwidert Confucius: „Was sind das für Reden! In alten Zeiten, wenn ein Kaiser auch keine guten Grundsätze besaß, aber sieben Minister hatte, die warnend zu ihm sprachen, so verlor er das Reich nicht; wenn ein Lehensfürst fünf solcher Minister hatte, so ging sein Haus nicht unter; wenn ein Gelehrter einen Freund hatte, der ihn warnte, so erhielt er sich seinen guten Namen und wenn ein Vater einen Sohn hatte, der ihm Vorstellungen machte, so that er nichts was Unrecht war. Daher, wenn Unrechtthun droht, so soll ein Sohn nicht zögern, seinem Vater gegenüber vorstellig zu werden, noch ein Minister seinem Herrscher gegenüber. Wenn es also Pflicht ist, schon gegen drohendes Unrechtthun vorstellig zu werden, wie

ſollte es wohl kindliche Liebe ſein, den Befehlen ſeines Vaters (zum Unrechtthun) zu gehorchen?"

„Das Buch der kindlichen Liebe," „die große Lehre" und „die unveränderliche Mitte" enthalten die Grundzüge der Lehren des Confucius in geordneterer und zuſammenhängenderer Form als die „Geſpräche und Aeußerungen". Einige kurze Auszüge aus dieſen drei Werken dürften daher nicht unweſentlich zum Verſtändnis der Confucianiſchen Lehre beitragen:

„Die kindliche Liebe iſt die Wurzel jeder Tugend, aus der Vollkommenheit entſpringt.

„Den Körper, bis auf die Haare und die Haut, die man von ſeinen Eltern empfangen hat, nicht zu ſchädigen, iſt der Anfang der kindlichen Liebe[1]; ſich (geiſtig) zu vervollkommnen und dementſprechend zu handeln, um ſeinen Namen künftigen Geſchlechtern zu übermachen, damit den Eltern Ehre erwachſe, das iſt die Vollendung der kindlichen Liebe.

„Denn kindliche Liebe beginnt damit den Eltern zu dienen, der Dienſt des Fürſten iſt die Mitte, für Nachkommenſchaft Sorge zu tragen iſt die Vollendung.

„Was die ‚große Lehre' lehrt, iſt Tugend zu bethätigen, das Volk zu erziehen, in der Vollkommenheit zu beharren.

„Jedes Ding hat ſeine Wurzeln und ſeine Zweige; jedes Streben ſein Beginnen und ſein Ziel; zu wiſſen,

---

[1] Darum opfern auch Eunuchen, die als Kinder von ihren Eltern zum Zweck der Entmannung verkauft worden ſind, den verſtorbenen Eltern nicht, weil dieſelben ihnen die Erfüllung der Pflichten der kindlichen Liebe unmöglich gemacht haben, während Erwachſene, die ſich ſelbſt zu dem Zwecke verkauft haben, ebenſo wie die buddhiſtiſchen Prieſter, dieſe Opfer darbringen.

was Beginnen und Ziel sind, heißt dem nahe zu sein, was die ‚große Lehre' lehrt.

„In alten Zeiten schufen die, welche Tugend im ganzen Lande gepflegt zu sehen wünschten, erst Ordnung jeder in seinem eigenen Gebiet (d. h. Lehensfürstentum); um das zu erreichen, schufen sie Ordnung in ihren Familien und zu dem Ende strebten sie danach, sich selbst zu vervollkommnen. Sich zu vervollkommnen, läuterten sie ihre Herzen, und um diese Läuterung hervorzubringen, strebten sie nach Erkenntnis ihrer selbst. Um Selbsterkenntnis zu erlangen, suchten sie ihr Wissen zu fördern, und solche Förderung wurde durch die Prüfung aller Dinge hervorgebracht.

„Vom Kaiser herab bis zur großen Masse des Volkes muß jeder die Läuterung des eigenen Selbst als die Wurzel alles anderen betrachten.

„Wird die Wurzel vernachlässigt, so kann nichts, was aus ihr hervorgeht, gut sein; es ist noch nie vorgekommen, daß jemand geringfügigen Sachen große Aufmerksamkeit und zu derselben Zeit wichtigen Sachen geringe Aufmerksamkeit gewidmet habe! (D. h. daß wer im kleinen seine Pflicht thut, wird sie auch im großen thun).

„Was unter ‚das Glück und der Frieden des Reichs hängen von der Regierung der Staaten ab' gemeint ist, ist dieses: Wenn der Fürst die alten Leute behandelt, wie es sich schickt, so wird im Volke kindliche Liebe herrschen, wenn er die Aelteren so behandelt, brüderliche Unterordnung, wenn er die Jungen und Schwachen liebevoll behandelt, wird das Volk dasselbe thun. So hat der Herrscher ein Maß, mit dem er wie mit einem Richtscheit sein Verhalten regeln kann.

„Was einem Manne bei seinen Vorgesetzten nicht gefällt, soll er auch nicht seinen Untergebenen gegenüber

thun; was ihm bei seinen Untergebenen nicht gefällt, soll er auch seinen Vorgesetzten gegenüber nicht zeigen; was er nicht von rechts empfangen will, soll er nicht nach links geben, und was er nicht von links empfangen will, nicht nach rechts. Das sind die Grundsätze, mit denen jeder wie mit einem Richtscheit sein Verhalten zu regeln hat. —

„Ein Mittel giebt es auch, den Wohlstand des Landes zu heben: viele Erzeuger, wenige Verzehrer. Laßt Thätigkeit in der Erzeugung und Sparsamkeit im Verbrauch herrschen, dann wird das Vorhandene immer ausreichen.

„Was der Mensch vom Himmel empfangen hat, ist die (gute) Natur; wer in der Uebereinstimmung mit dieser Natur handelt, wandelt auf dem Pfade der Pflicht; den Pfad zu gehen, lernt der Mensch durch Unterweisung.

„Der Pfad darf nie auch nur für einen Augenblick blick verlassen werden, könnte er verlassen werden, so wäre er eben nicht der (richtige) Pfad.

„Darum wartet der höhere Mensch nicht bis er (etwas) sieht, um vorsichtig, bis er (etwas) hört, um besorgt zu sein.

„Nichts ist sichtbarer, als was verborgen ist, nichts in die Augen fallender, als was unbedeutend ist, darum wacht der höhere Mensch über sich selbst, wenn er allein ist.

„Wenn sich weder Vergnügen, Aerger, Kummer oder Freude regen, so kann man wohl sagen, daß der Geist sich im Zustande des Gleichgewichts befinde; sind diese Gefühle aber angeregt worden und wirken sie im richtigen Maß und Verhältnis, so entsteht daraus, was man Harmonie nennen kann. Dieses Gleichgewicht ist die Wurzel, aus welcher alle menschlichen Handlungen in der Welt hervorwachsen, diese Harmonie ist der Weg, den alle einschlagen sollten.

„Wo Gleichgewicht und Harmonie in der Vollkommenheit vorhanden ſind, wird Ordnung im Himmel und auf Erden herrſchen, und alles wird genährt werden und gedeihen.

„Vier Pflichten hat der Weiſe zu üben, die ich zu erfüllen noch nicht gelernt habe (wie der Verfaſſer hinzuſetzt): meinem Vater zu dienen, wie ich wünſchte, daß mein Sohn mir diente; meinem Fürſten zu dienen, wie ich wünſchte, daß meine Beamten mir dienten; meinem älteren Bruder zu dienen, wie ich wünſchte, daß mein jüngerer Bruder mir diente; gegen meinen Freund zu handeln, wie ich wünſchte, daß er gegen mich handelte. (Hier iſt die fünfte Beziehung, die zwiſchen Ehegatten ausgelaſſen, vielleicht weil weder Confucius noch ſein Enkel, dem ‚die unveränderliche Mitte' zugeſchrieben wird, in ihren Ehen glücklich waren; beide hatten ſich von ihren Gattinnen geſchieden.)

„Der Weiſe thut, was ſeiner Stellung geziemt, er wünſcht nicht, ſich über dieſelbe zu erheben. Reich und geehrt thut er, was dem reichen und geehrten Manne geziemt; arm und niedrig thut er, was einem Armen und Niedrigen geziemt; umgeben von Barbaren thut er, was der Lage entſpricht; von Kummer und Sorgen bedrängt, handelt er der Lage gemäß; er bleibt immer er ſelbſt.

„In einer hohen Stellung behandelt er ſeine Untergebenen nicht mit Verachtung; in einer untergeordneten ſucht er nicht die Gunſt ſeiner Vorgeſetzten zu gewinnen; er regelt ſich ſelbſt und erwartet nichts von anderen; ſo vermeidet er Enttäuſchungen; er macht weder dem Himmel Vorwürfe, noch grollt er den Menſchen.

„So erwartet der Weiſe ruhig und heiter, was der Himmel beſchließen möge; der gewöhnliche Menſch aber

wandelt auf gefährlichem Pfade und sieht nach glücklichen Gelegenheiten aus.

„Der Meister (Confucius) sagt: Beim Bogenschießen haben wir, was dem Verhalten des Weisen entspricht. Wenn der Schütze das Ziel verfehlt hat, dreht er sich um und sucht die Ursache des Mißlingens in sich selbst.

„Mit den rechten Männern gedeiht die Regierung; gerade wie der Pflanzenwuchs der Erde entspringt und die Biene die jungen Würmer pflegt und zu Bienen erzieht, so erziehen die Regierenden das Volk.

„Das Geheimnis guter Regierung liegt daher darin, die rechten Männer zu finden; sie zu finden, hängt von dem Charakter des Herrschers ab; der Charakter wird durch Pflichterfüllung gebildet und diese Pflichterfüllung wird erleichtert und gestärkt durch Liebe zum Wohlwollen.

„Der Pflichten der gegenseitigen Verbindlichkeiten, die jedem Menschen obliegen, sind fünf; und der Eigenschaften, durch die sie ins Werk gesetzt werden, drei.

„Die Pflichten sind die zwischen Fürsten und Minister, Vater und Sohn, Ehemann und Ehefrau, älterem und jüngerem Bruder und zwischen Freunden. Dies sind die Pflichten gegenseitiger Verbindlichkeiten, die jeder zu beobachten hat. Die drei Eigenschaften aber sind Wissen, Wollen und Können, die jeder besitzen sollte, und das, wodurch diese Eigenschaften die Erfüllung der Pflichten ermöglichen, ist ernstes Streben.

„Einige werden mit der Kenntnis dieser Pflichten geboren, andere erwerben diese Kenntnis durch Nachforschen, noch andere, nachdem sie ihre Unwissenheit schmerzlich empfunden haben. Aber wenn die Kenntnis einmal erworben ist, so ist es gleichgültig, auf welchem Wege sie erlangt würde. Einige üben die Pflichten als selbstverständlich

mühelos aus, andere um daraus Vorteil zu ziehen, und für noch andere ist die Ausübung mit großer Mühe verbunden. Aber wenn sie (nur) ausgeübt werden, so kommt es auf dasselbe heraus.

„Der Meister sagte: Lernen wollen kommt dem Wissen ganz nahe; sich ernsthaft mühen dem Wollen: (sich eines Mißerfolges) schämen können, dem Können.

„Derjenige der diese drei Dinge kann, kann sich selbst vervollkommnen; wer sich selbst vervollkommnen kann, kann andere beherrschen; wer andere beherrschen kann, kann das Reich regieren mit allen seinen Staaten und Familien.

„Die Herrscher des Reichs haben neun Regeln zu befolgen: sich selbst zu vervollkommnen, tugendhafte und talentvolle Männer zu ehren, ihre Verwandten zu lieben, ihre Minister zu achten, alle Beamten freundlich zu behandeln, das Volk als ihre Kinder zu betrachten, die Handwerker zu ermuntern, Fremde mit Nachsicht und die Fürsten der Lehensstaaten mit Wohlwollen zu behandeln.

„Sich selbst zu prüfen und zu reinigen; auf seine Kleidung zu achten und auf seine Bewegungen, daß sie den Vorschriften der Wohlanständigkeit entsprechen; das ist die Art, wie der Herrscher sich selbst vervollkommnen muß; Verleumder abzuweisen und sich selbst vor den Versuchungen der Schönheit zu bewahren. Reichtum zu verachten und Tugend zu ehren, das ist die Art, Männer von Wert und Talenten zu ermutigen; ihnen Ehrenstellen und Einkünfte zu geben, und mit ihnen ihr Wohlwollen und ihr Mißfallen zu teilen, das sind die Mittel, seinen Verwandten zu lehren ihn zu lieben; den Ministern zahlreiche Beamten zu unterstellen und sie mit vielen Aufträgen zu betrauen, das ist der Weg, die Minister anzuspornen; ihnen Vertrauen zu schenken und sie gut zu

beſolden, das wird die große Menge der Beamten ermutigen; ihre Dienſte nur zur rechten Zeit in Anſpruch zu nehmen und die Abgaben leicht zu machen, das iſt der Weg, dem Volke Mut einzuflößen; täglich ſie zu prüfen und monatlich ſie Preisaufgaben löſen zu laſſen und ihre Gefälle ihren Leiſtungen entſprechen zu laſſen, das iſt der Weg, die Handwerker anzuſpornen; ſie beim Abſchiede zu geleiten und ihnen bei der Ankunft entgegenzugehen, die Guten unter ihnen zu loben und die Schwachen zu ſchonen, das heißt Leute aus fernen Landen rückſichtsvoll behandeln; Familien, deren direkte Nachkommenſchaft unterbrochen iſt, wiederherſtellen und Lehensſtaaten, die untergegangen ſind, wieder neu gründen, Ruhe in Staaten herſtellen, in denen Unruhe herrſcht, und die zu unterſtützen, welchen Gefahr droht; beſtimmte Zeiten für den Empfang der Fürſten und ihrer Abgeſandten bei Hofe haben, ſie nach reichlicher Bewirtung entlaſſen und ſie, auch wenn ſie mit geringen Gaben kommen, willkommen heißen, das heißt die Fürſten der Staaten lieben.

„Alle, denen die Regierung des Reichs zufällt, haben dieſe neun Regeln zu beobachten, und das Mittel, durch welches ſie zur Ausführung gebracht werden können, iſt ernſtes Streben.“

Es ſind, wie man ſieht, Regeln der Weltweisheit, die Confucius und ſeine Schüler nach ihm lehrten; die Kunſt, ein guter Hausvater, Beamter, Miniſter, Fürſt und Kaiſer zu werden, die Pflichten der eigenen Stellung zu erfüllen und darauf zu ſehen, daß die anderen dies ebenfalls thun. Eine Art hausbackner Philoſophie, die mit der Liebe des Kindes zu ſeinem Vater beginnt und mit der Liebe des Kaiſers zu ſeinem Volke endigt, oft nicht recht klar in Begründung und Entwicklung, was aber wohl

ebensosehr an den Uebersetzern und Erklärern wie an dem Urtext liegen mag, aber verständlich genug um zu zeigen, wie die Chinesen dachten und noch denken, denn die vorangeführten Sätze kehren noch heute fortwährend wieder, nicht nur in philosophischen Abhandlungen, sondern in Staatsschriften, amtlichen und Privatschreiben. Eben aus diesem Grunde ist eine wenn auch nur oberflächliche Kenntnis der chinesischen Philosophie für jeden notwendig, der einen Einblick in den gegenwärtigen Zustand Chinas gewinnen will.

Ebensowenig wie Confucius der Schöpfer der von ihm vorgetragenen Lehren war, ist die knappe, didaktische manchmal etwas mystische Form, in welcher dieselben überliefert worden sind, seine oder seiner Schüler Erfindung. Sie bestand schon von alters her und scheint die Form gewesen zu sein, in welche in China die Lehren der Weltweisheit immer gekleidet zu werden pflegten.

Als Confucius in 517 n. Chr. Lo yang besuchte, sah er dort in der Ahnenhalle des kaiserlichen Palastes die goldene Bildsäule eines Mannes, dessen Lippen mit drei Nadeln zusammengeheftet waren und auf dessen Rücken sich die folgende Inschrift befand:

„In alten Zeiten sprachen die Leute wenig. Es würde gut sein, ihnen nachzuahmen; denn die, die viel sprechen, sind sicher manches zu sagen, das besser ungesagt bliebe.

„Jeder soll im Verhältnis zu dem, was nötig ist, arbeiten. Wenn er über seine Kräfte arbeitet, wird er nur seine Sorgen und Enttäuschungen vermehren. Selbst in seinen Bestrebungen soll der Mensch Maß halten.

„Bemühe dich nicht übermäßig um Zerstreuung

oder Ruhe, denn wer das thut, wird keine von beiden erlangen.

„Thue nie, was du vielleicht ſpäter oder früher bereuen könnteſt, gethan zu haben.

„Unterlaſſe es nie, einem Uebel abzuhelfen ,weil es unbedeutend iſt; wenn es auch zu Anfang klein ſein mag, kann es doch fortfahren zu wachſen, bis es dich erdrückt.

„Wenn jemand es unterläßt, kleinen Ungerechtigkeiten entgegenzutreten, wird er ſich bald in der Lage befinden, dem größten Unrecht entgegentreten zu müſſen.

„Hüte deine Worte wie deine Handlungen und glaube nicht, daß weil du allein biſt, dich niemand ſieht oder hört, ſondern denke daran, daß die Geiſter überall ſind.

„Ein Haus kann durch ein ſchwelendes Feuer zerſtört werden, während eine große Flamme leicht bemerkt und ausgelöſcht worden ſein würde. Ein Strom wird durch das Waſſer vieler Bäche gebildet; ein Strick, der ſo ſtark iſt, daß er nicht leicht zerriſſen werden kann, beſteht aus vielen Fäden.

„Ein Schößling, deſſen Wurzeln noch nicht tief gedrungen ſind, kann leicht herausgeriſſen werden; iſt ihm erſt erlaubt worden, ein Baum zu werden, ſo muß man zur Axt greifen.

„Aus dem Munde eines Menſchen können ſcharfe Pfeile hervorgehen, die verwunden, und glühende Brände, die verbrennen; hüte dich darum, daß keine ſolchen aus deinem Munde hervorgehen, um anderen zu ſchaden.

„Glaube nicht, daß, weil du im Vollbesitz deiner Kraft bist, du ohne Gefahr Wagnisse bestehen kannst; es giebt niemanden, wie stark er auch sein möge, der nicht jemanden finden kann, der stärker ist als er und ihn zu Boden wirft.

„Ein Aufrührer, der keinen gerechten Grund hat, sinkt auf die niedrigste Stufe der Gesellschaft herab, aber ein ungerechter Herrscher erregt Unzufriedenheit, während der rücksichtsvolle willig Gehorsam findet.

„Die Masse des Volks und die Leute, wie man sie gewöhnlich findet, haben wenig Voraussicht, noch wissen sie mit dem Unbekannten zu rechnen, sie können nur der Leitung anderer folgen. Darum, wenn sie oft mit denjenigen in Berührung kommen, die umsichtig, tugendhaft und einsichtig sind und gute Sitten haben, werden sie unmerklich dazu gebracht werden, denselben nachzuahmen und so auch ihrerseits für andere ein Beispiel zu werden.

„Mein Mund ist geschlossen, ich kann nicht reden. Es ist vergeblich, mich zu befragen, ich kann eure Zweifel nicht lösen und ich selbst habe nichts zu fragen. Wenn auch das, was ich lehre, ein Rätsel scheint, ist es doch darum nicht weniger wahr. Ich stehe über euch und doch kann mir niemand etwas anhaben; welcher Sterbliche kann dasselbe von sich sagen?

„Vergeßt nicht, daß der Himmel keine Günstlinge kennt, sondern allen gegenüber gleich gerecht ist.

„Wie voll auch das Meer sein mag, die Ströme fahren fort, in dasselbe zu fließen, ohne daß es seine Grenzen erweitert.

„Ueberlegt sorgfältig alles, was ich euch gesagt,
und ich werde nicht umsonst gesprochen haben."

Als Confucius diese Inschrift las, wandte er sich zu seinen Begleitern und sagte, daß dieselbe in wenigen Worten alles das enthalte, was dem Menschen zu wissen am nützlichsten sei, und daß wer sie zu Herzen nehme und befolge, nicht weit von der Vollkommenheit sein werde, nach der jeder streben müsse. Daß sie auf seine Auffassung der philosophischen Probleme wie auf seine Lehrmethode von Einfluß gewesen, dürfte wohl unzweifelhaft sein.

„Nach dem Tode des Confucius war es mit seiner Lehre zu Ende, und nachdem seine Schüler gestorben waren, wurde dieselbe entstellt." Die unruhigen Zeiten mögen viel zu dieser Auflösung beigetragen haben; die Chau-Dynastie geht unter schwachen und verderbten Herrschern ihrem Ende entgegen, viele der kleinen Fürstentümer verschwinden in dem fortwährenden Kampfe der Lehensfürsten untereinander oder werden, wenn auch nominell erhalten, von den mächtigeren Nachbarn thatsächlich absorbiert; die größeren Staaten kämpfen untereinander um die Oberhoheit, das Gefühl, daß dem Sieger in diesem Kampfe auch die Kaiserkrone zufallen müsse, mehrt sich; der Glaube an die alten Wahrheiten und Principien ist erschüttert; Irrlehren, im Sinne der Orthodoxen, tauchen überall auf, in der Regierung wie in der Philosophie; die Autorität des Confucius wird geleugnet. Da entsteht ihm ein Vorkämpfer, der dem Meister wenig nachgiebt und mit gewaltiger Hand das Banner der orthodoxen Philosophie wieder erhebt. Meng (Mang) kó oder Meng-tsze, der Philosoph Meng, latinisiert Mencius, wurde im Jahre 371 v. Chr. als ein Sprößling einer

der drei großen Familien von Lu geboren, die sich zur Zeit des Confucius um die Herrschaft in dem Staate gestritten hatten, seitdem aber verarmt und heruntergekommen waren. Sein Vater scheint früh gestorben zu sein, jedenfalls hat er keinen Einfluß auf die Erziehung und den Bildungsgang seines Sohnes ausgeübt, einen desto größeren dagegen die Mutter, deren Andenken noch heute im Volke als das eines Musters für alle Mütter lebt. Sie sorgte für gute Umgebung und Unterricht ihres Sohnes, hielt ihn durch Rat und Beispiel zum Fleiße an und blieb bis in sein reiferes Mannesalter, sie starb, als Mencius sein 50. Jahr bereits überschritten hatte, seine treue Ratgeberin und Gefährtin, die, als ihr Sohn, den sie auf seinen Wanderungen begleitet hatte, sein Amt im Fürstentum Tsi aufgeben wollte und ihretwegen zögerte, ihn selbst dazu ermutigte, seiner besseren Einsicht zu folgen und so die alte Vorschrift ins Werk setzte, daß die Mutter ihrem Sohne gehorsam sein solle.

Ueber die Lehrjahre des Mencius ist nicht viel bekannt, er soll ein Schüler des Enkels des Confucius gewesen sein. In seinem heimatlichen Staate sammelte er bald eine größere Anzahl von Schülern um sich, unter denen er lebte und lehrte, und die, wie dies der Sitte der Zeit entsprach, gemeinschaftlich nach ihren Mitteln und Kräften für seinen Lebensunterhalt sorgten. Diese ruhige Lehrthätigkeit scheint ihn indessen nicht befriedigt zu haben und in 331, nach zurückgelegtem 40. Lebensjahr, zieht er mit einigen seiner Schüler hinaus, um seine politische reformatorische Laufbahn an den Höfen der kleineren Fürstentümer zu beginnen. Die Zeit mußte zu einem derartigen Unternehmen für einen selbstbewußten Mann, und es fehlte Mencius weder an

Selbstbewußtsein, noch an Mut der freien Rede, besonders günstig erscheinen. Die fortwährenden Fehden, in welchen die kleinen Fürstentümer bald untereinander, bald gegen das mächtig aufstrebende Tsin lagen, das Kaisertum war schon längst ein Schemen und kaum noch ein Namen, hatte einer Menge politischer Abenteurer Thür und Thor zu den höchsten Würden und einflußreichsten Aemtern geöffnet, und erst wenige Jahre vorher, in 333, war es einem derselben, Sutsʼin, gelungen, die bedeutendste politische That der Zeit, den Bund der sechs Staaten, Yen, Chao, Han, Wei, Tsi und Tsu gegen Tsin zu stande zu bringen. Was Sutsʼin und anderen möglich gewesen war, konnte dem mit der vollsten Verachtung für die sich mit dem Namen von Philosophen schmückenden politischen Abenteurer, welche von Hofe zu Hofe zogen und sich dem Meistbietenden zur Verfügung stellten, und mit dem ganzen Schatze seiner doktorinären Weisheit ausgerüsteten, von edleren und uneigennützigeren Absichten beseelten Mencius nicht unerreichbar scheinen. So zog er in 331 nach dem Nachbarstaate Tsé und, nachdem er dort bis 323 ohne sonderlichen Erfolg ein Staatsamt bekleidet hatte, nach Sung, Su, Tsao, Tang, Leang und zum zweitenmale von 318 bis 311 nach Tsé, bis er endlich, entmutigt und enttäuscht, nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen in 309 nach Lu zurückkehrte, wo er noch 20 Jahre in der Zurückgezogenheit lebte, nur mit seiner Lehrthätigkeit und der Abfassung seiner Werke beschäftigt. Er starb in 289 v. Chr., vergessen und unbeachtet mit Ausnahme von seinen nächsten Schülern, und, obgleich bereits die Schriftsteller des 2. Jahrhunderts n. Chr. seinen Wert erkannten und ihn nur dem Confucius nachstellten,

vergingen doch 1300 Jahre, ehe er die kaiserliche Anerkennung und mit ihr einen Platz in den Tempeln des Confucis fand.

Mencius war eine viel härter angelegte Natur als Confucius; von dem Humor des letzteren, der sich darüber amüsieren konnte, daß ein Bauer, der ihn nicht kannte, von ihm, der gerade auf der Flucht war, sagte, er sähe wie ein verlaufener Hund aus, war nichts in ihm. Herrsch- und streitsüchtig macht er die größten Ansprüche an die Fürsten und Staatsmänner, die ihm höflich entgegenkommen und verstößt in der Absicht, sich nichts zu vergeben, häufig nicht nur gegen die Regeln der Etikette, sondern auch gegen die der Höflichkeit, was ihn aber nicht verhindert, reiche Geschenke von den Fürsten anzunehmen und mit einem großen Gefolge von vielen Wagen und Menschen auf ihre Kosten im Lande herumzuziehen. — Er ist Polemiker, der mit vielem Eifer gegen alle Lehren wettert, die ihm nicht orthodox erscheinen, und Socialpolitiker, der den Satz: „Alles für das Volk" mit einer Energie und Offenherzigkeit vertritt, die dem weicheren und vorsichtigeren Confucius fremd waren. Auch rein philosophische Fragen, wie die von der Natur des Menschen, erörterte er in weit bestimmterer und ausgiebigerer Weise wie Confucius, der sich meistens mit einer einfachen Affirmation begnügte; ebenso tritt er der sich in oder neben dem Taoismus immer mehr breit machenden cynischen Richtung, wie der mehr humanitären der Mihisten mit großer Entschiedenheit entgegen. Viel zu dem Unterschied in der persönlichen Haltung und den Formen der Lehre des Mencius im Gegensatz zu denen des Confucius mögen die veränderten Zeitläufe beigetragen haben, wie die Thatsache, daß das,

was er als Irrlehren ansah, sich im wesentlichen erst seit dem Tode des Confucius entwickelt hatte. Die Werke des Mencius liefern den Beweis, daß viele der Fragen und Probleme, die uns heute so lebhaft bewegen, schon damals erörtert wurden, und mit demselben Erfolg wie heute, d. h. daß jeder auf seiner Ansicht beharrte.

„Das Volk", sagt Mencius, „ist das wesentlichste Element in einem Lande; die Gottheiten des Ackerlandes und Getreides kommen dann, der Herrscher ist das wenigst wichtigste. Bei einer anderen Gelegenheit sagt Mencius dem Fürsten: „Wenn ein Herrscher seine Minister als seine Hände und Füße ansieht, so sehen sie ihn an wie ihr Herz und Magen; wenn er sie wie seine Pferde und Hunde ansieht, so sehen sie ihn wie einen gewöhnlichen Menschen an (der keine Ehrfurcht einflößt), und wenn er sie wie Erde und Gras ansieht (auf die man tritt und das man abmäht), so sehen sie ihn wie einen Räuber und Feind an."

Diese Auffassung der Stellung und der Pflichten der höchsten Staatsbeamten steht nicht im Widerspruch mit dem göttlichen Recht der Fürsten, wie die alten Schriften es anerkennen. „Der Himmel", heißt es im Buch der historischen Aufzeichnungen, „nachdem er das gewöhnliche Volk geschaffen, schuf für dasselbe Herrscher und Unterweiser, damit dieselben Gott zur Hand gingen, und gab ihnen Macht und Auszeichnung im Lande." Aber an einer anderen Stelle desselben Werkes heißt es: „Der Himmel sieht wie mein Volk sieht, der Himmel hört wie mein Volk hört", und Mencius erläutert dies, indem er sagt: „Der Himmel spricht nicht." Wenn der, dem die Herrschaft zufiel, sie gut führt, so ist das der Beweis, daß der Himmel ihm dieselbe übertragen, führt

er sie schlecht, so wird schon jemand aufstehen (vom Himmel berufen), der sie ihm nimmt. So stürzte der Gründer der Chau-Dynastie den letzten unwürdigen Herrscher des Shan-Hauses und zeigte sich dadurch als ein Werkzeug des Himmels, und Mencius steht nicht an, König Süen aufzufordern, dem Beispiel desselben zu folgen und die Chau-Dynastie zu stürzen, die sich des Thrones unwürdig gezeigt habe.

Daß ein Mann, der solche Grundsätze so furchtlos aussprach, bei den Herrschern seiner und späterer Zeit nicht besonders beliebt war, kann man wohl verstehen, aber die von ihm verkündeten Grundsätze haben nicht unwesentlich dazu beigetragen, den Fürsten, die China regierten, einen gewissen Zügel anzulegen und sie zu einer Rücksichtnahme auf das Volk zu nötigen, die sie sich sonst kaum auferlegt haben dürften.

Eine andere Aeußerung des Mencius aber liegt denjenigen, die China regieren, auch heute noch viel näher und bildet eines der wichtigsten Argumente, die der Aufnahme fremder Anschauungen hindernd im Wege stehen. „Ich habe wohl gehört, daß Leute, die Gebräuche unseres großen Landes benutzt haben, um Barbaren zu bessern, aber noch nie, daß irgend jemand durch Barbaren gebessert worden sei.“ Und in den Augen der orthodoxen Chinesen sind auch heute noch alle Fremden Barbaren.

Von der Theorie der Fürsten von Gottes Gnaden ist die der Vorausbestimmung überhaupt unzertrennlich, auch Mencius erkennt die letztere an, aber nur in dem Sinne, daß nichts, was aus Laster oder Unvorsichtigkeit entspringt, als vom Himmel vorausbestimmt anzusehen sei; er vertritt also einen durch die Ueberzeugung,

daß der Himmel nichts ungehöriges anordnen könne, gemilderten Fatalismus. Er sagt: „Es giebt eine Vorausbestimmung für alles, und der Mensch soll demütig tragen, was einer solchen zugeschrieben werden kann. Darum wird derjenige, der weiß, was die Vorausbestimmung des Himmels zu bedeuten hat, sich nicht unter eine Einsturz drohende Mauer stellen. — Der Tod, den man in der Erfüllung seiner Pflicht erleidet, kann mit Fug und Recht der Vorausbestimmung des Himmels zugeschrieben werden; der Tod in Handschellen und Fesseln (d. h. eines Verbrechers) kann nicht als solcher (vorausbestimmter) angesehen werden."

Die Frage, ob der Mensch von Natur gut oder schlecht sei, hat die Chinesen viel beschäftigt. Confucius und Mencius, letzterer indessen weit ausführlicher und eingehender, sprechen sich dafür aus, daß der Mensch ursprünglich gut sei. Sün kw'ang, der im 3. Jahrhundert v. Chr. lebte, meint, daß die ursprüngliche Natur des Menschen schlecht sei und nur durch Erziehung gut werde, Han yü, 768—824, behauptet, daß die Natur des Menschen eine dreifache sein könne, eine gute, mittlere oder schlechte, von denen die mittlere, die die Keime für das Gute enthalte, nach beiden Seiten hin entwicklungsfähig sei. Diese Ansicht blieb die maßgebende, bis Chuhi, 1130—1200, wieder auf den alten Grundsatz, daß die Natur des Menschen gut sei, zurückkam und diese Ansicht, obgleich vielfach angegriffen, ist seitdem die amtlich maßgebende geblieben.

In der Behandlung der Frage der kindlichen Liebe steht Mencius ganz auf dem Standpunkt des Confucius. „Fünf Dinge", sagt Mencius, „werden nach der allgemeinen Ansicht als unkindlich angegeben: Trägheit im Gebrauch

seiner Glieder, Hasard- und Schachspielen und Trinken, Streben nach Geld und Gut und selbstsüchtige Zuneigung zu Weib und Kindern, so daß man nicht für den Unterhalt seiner Eltern sorgt; der Lust seiner Augen und Ohren folgen, so daß man seine Eltern in Schande bringt und zank- und streitsüchtig sein, so daß man sie Gefahren aussetzt."

An einer anderen Stelle sagt er: „Drei Dinge sind unkindlich, und keine Nachkommenschaft zu haben ist das schlimmste von allen." Interessanter für uns sind indessen seine socialpolitischen Anschauungen und seine polemische „Thätigkeit", die Zerstörung falscher Lehren, wie der Chinese die letztere nennt.

Schon zu Mencius' Zeiten gab es Leute, die den Zustand der Gesellschaft für verderbt hielten und in der Rückkehr zu der alten Einfachheit der Sitten die einzige Rettung sahen. Eine Sekte, die ihre Lehre auf Shin nung, den „wunderbaren Ackersmann", den zweiten der prähistorischen, fabelhaften Kaiser zurückführte, der im Buche der Verwandlungen als der Vater des Ackerbaus gefeiert wird, stellte die Forderung, daß der Mensch und ganz besonders der Fürst sich seines Leibes Nahrung selbst verschaffen, d. h. selbst säen, ernten und kochen solle. Anhänger dieser Sekte waren nach Tang gekommen, wo Mencius sich gerade aufhielt und dessen Fürst den Versuch machte, jedem seiner Unterthanen, gleichviel welchen Standes wie Ranges, ein Feld von gleicher Größe zur Verfügung zu stellen, das unveräußerlich und unteilbar sich stets auf den ältesten Sohn zu vererben bestimmt war, während den jüngeren Söhnen, sobald sie das 16. Jahr erreichten, andere ebenso große Felder zugeteilt werden sollten. Die nach Tang gekommenen Shing

nungianer ließen sich ebenfalls ihre Felder anweisen, aber kritisierten munter weiter. „Weise und fähige Herrscher, hieß es, sollten den Boden ebenso wie ihr Volk und zugleich mit demselben bebauen und (die Frucht ihrer eigenen Arbeit) essen. Sie sollten ihre Morgen- und Abendmahlzeiten (selbst) bereiten und zugleich den Regierungsgeschäften obliegen. Der Herrscher von Tang aber, dem ja manche guten Eigenschaften nicht abzusprechen seien, besäße Kornspeicher, Schatzkammern und Arsenale, was dem Volk eine Last auferlegen heiße; wie könne man ihn einen würdigen und tugendhaften Fürsten nennen?"

Mencius nahm sich einen der Kritiker vor. „Herr Hiu (so hieß der Vorsteher der Gesellschaft), fragte er, säet sein Korn und ißt, was er erntet? — Ja, war die Antwort. — Und er webt Leinwand und trägt, was er angefertigt? — Nein, seine Kleider sind aus Haartuch. — Trägt er eine Mütze? — Ja. — Eine selbstgewebte? — Nein, er tauscht sie gegen Getreide ein. — Warum webt er sie nicht selbst? — Das würde seinen Arbeiten für die Bebauung des Bodens hinderlich sein. — Kocht er sein Essen in (metallenen) Kesseln und thönernen Pfannen und ackert er mit einer eisernen Pflugschar? — Ja. — Macht er das alles selbst? — Nein, er tauscht es gegen Getreide ein." —

Da sagte Mencius: „Solche Dinge gegen Getreide einzutauschen, heißt nicht den Töpfer und Metallgießer bedrücken, noch bedrücken der Töpfer und Metallgießer den Ackerbauer, weil sie die von ihnen gefertigten Sachen gegen Getreide umtauschen. Ferner, warum spielt Hiu nicht den Töpfer und Gießer und macht selbst alles, was er braucht? Warum geht er herum und handelt und tauscht mit den Handwerkern; warum legt er auf die

Mühe, die ihm das kostet, keinen Wert? Der andere antwortet: Handwerk kann man nicht zugleich mit Ackerbau treiben."

Mencius fuhr fort: „Da ist es denn wohl die Regierung des Reichs, die allein zugleich mit Ackerbau betrieben werden kann? Große Männer haben ihre Geschäfte und kleine Männer haben die ihrigen. Jeder einzelne kann, was er braucht, von den Handwerkern gearbeitet finden; wenn er alles, was er braucht, selbst machen müßte, würden alle im Reich den ganzen Tag auf der Straße herumzulaufen haben. Darum heißt es: Einige arbeiten mit dem Kopf und einige arbeiten mit ihren Händen. Die, welche mit ihren Köpfen arbeiten, regieren die anderen, und die, welche mit ihren Händen arbeiten, werden von den anderen regiert. Die, welche regiert werden, unterhalten die, welche dies thun, und die, welche regieren, werden von den anderen unterhalten. Das ist das richtige Verhältnis, wie es überall anerkannt wird."

Bei einer anderen Gelegenheit, bei der einer seiner Schüler fragt, ob es recht sei, daß ein Gelehrter, der kein Amt bekleide, doch von dem Herrscher des Landes seinen Unterhalt empfange, entwickelt Mencius seine Ansichten weiter.

„Wenn kein Austausch stattfindet zwischen den Produkten der Arbeit und kein Austausch zwischen dem, was die Menschen leisten, so daß einer von dem, was er zuviel hat, das ergänzen kann, was dem anderen abgeht, dann wird der Bauer zuviel Korn und die Hausfrau zuviel Linnen haben. Wenn ein solcher Austausch stattfindet, dann werden der Schreiner, der Zimmermann, der Wagenbauer und der Radmacher alle ihre Nahrung

finden. Nun ist hier ein Mann, der zu Hause ein guter Sohn und außer dem Hause sich achtungsvoll gegen die beträgt, die älter sind als er, der darüber wacht, daß die Grundsätze der alten Herrscher für den Gebrauch späterer Zeiten bewahrt werden, und doch soll er nichts für seinen Unterhalt erhalten? Wie kommt es, daß du den Schreiner und die anderen in Ehren halten willst und nicht den, der Wohlwollen und Rechtlichkeit pflegt? — Der Schüler antwortete: Die Absicht des Schreiners und der anderen, die der Meister erwähnt hat, ist mit ihrem Handwerk ihren Lebensunterhalt zu verdienen, ist es auch die Absicht des edlen Mannes, dadurch seinen Lebensunterhalt zu verdienen, daß er die Grundsätze, die der Meister erwähnt hat, ausübt? — Was geht dich seine Absicht an, war die Antwort. Er erweist die Dienste. Er verdient unterhalten zu werden und du unterhälst ihn. Und, laß mich fragen, bezahlst du einen Mann für seine Absicht oder für seine Dienste? Für seine Absicht, so? Ein Mann zerschlägt deine Dachziegel und beschmiert die Wände deines Hauses, um so seinen Lebensunterhalt zu verdienen; wirst du ihn in der That dafür bezahlen? — Nein, war die Antwort. — Siehst Du, sagte Mencius, es ist nicht für seine Absicht, daß du einen Mann bezahlst, sondern für das Werk, das er gethan hat."

Die allgemeinen Grundsätze für die Verwaltung eines Landes, welche Mencius aufstellt, sind nicht weniger interessant:

„Wenn ein Fürst Männer von Talent und Tugend ehrt und die fähigen anstellt, so daß alle Aemter von den würdigsten besetzt sind, so werden alle Gelehrten an seinen Hof kommen.

„Wenn er auf den Marktplätzen nur die Abgaben

für den von den Läden eingenommenen Platz erhebt, aber die Waren nicht besteuert, oder wenn er überhaupt nur die Marktordnungen durchführen läßt, ohne eine Ladenabgabe zu erheben, so werden sich alle Händler auf seine Marktplätze drängen.

„Wenn an den Grenzthoren eines Landes nur eine Personalinspektion der Reisenden stattfindet, aber keine Gebühren erhoben werden, so werden sich alle Reisenden sehnen, in seinem Gebiet zu reisen.

„Wenn der Bauer nur zur Arbeit an den Staatsfeldern herangezogen wird (das ganze Land war, theoretisch wenigstens, in gleich große Abteilungen geteilt, von welchen jede wieder in neun gleich große Felder zerfiel; das mittelste dieser Felder war Staatseigentum und mußte von den Besitzern der anderen acht Felder bestellt werden; die Erträge dieses Staatsfeldes waren für den Unterhalt des Fürsten und die Kosten der Verwaltung bestimmt) und von den eigenen Feldern keine Abgaben zu bezahlen braucht, so werden alle Bauern im Lande gern (auf den eigenen Feldern) arbeiten.

„Wenn er von den Hauswirten (die die bestehenden Vorschriften erfüllen) nicht die Beträge eintreibt (die nur von denen erhoben werden sollen, welche diese Vorschriften nicht erfüllen), so werden alle Leute in seinem Staate wohnen wollen.

„Wenn ein Fürst diese fünf Vorschriften beobachtet, so werden die Bewohner aller Nachbarstaaten zu ihm wie zu einem Vater aufblicken. Ein solcher Fürst wird keinen Feind haben und in Wirklichkeit ein Minister des Himmels sein; ihm *muß* die Regierung des Reichs (als dem Würdigsten) zufallen."

An einer anderen Stelle tritt Mencius gegen das

System der Abgaben von Ackerland auf, das zu seiner Zeit, da die Bedürfnisse der Fürsten und der Verwaltung immer größer wurden, bereits in allen Staaten eingeführt gewesen zu sein scheint. „Solche Abgaben, sagt er, werden nach dem Durchschnitt mehrerer Jahre berechnet und aufgestellt. In guten Jahren, wenn die Ernte eine reiche gewesen, kann viel genommen werden, ohne daß es drückend erscheint; aber in schlechten Jahren, wenn der Ertrag nicht die Arbeit ersetzt hat, muß die Abgabe doch entrichtet werden. Wenn der, welcher der Vater des Volkes sein sollte (der Fürst), die Schuld daran trägt, daß Sorgen auf dem Gesicht des Volkes geschrieben stehen und daß dasselbe, nachdem es ein Jahr gearbeitet hat, doch nicht weiß, womit es seine Eltern ernähren soll und sich umsehen muß, woher es die Mittel bekommt, um die Abgaben zu bezahlen, bis die Alten und die Kinder in den Gräben an der Straße verkommen — wo bleiben dann die väterlichen Beziehungen zum Volke!

„Diejenigen, die einen gesicherten Lebensunterhalt haben, stehen fest in der Tugend; die ihn nicht haben, ergeben sich dem Laster, und es giebt nichts von Verworfenheit, Verderblichkeit und Zügellosigkeit, dessen sie sich nicht schuldig machten. Wenn sie dann wegen ihrer Verbrechen verfolgt und bestraft werden, heißt das nicht ihnen Fallen stellen, und wie kann so etwas unter der Herrschaft eines wohlwollenden Fürsten geschehen?"

Was die Regel, Gutes mit Gutem und Böses mit Gerechtigkeit zu vergelten, anbetrifft, so stimmt Mencius mit Confucius überein, nur hatte sich in der Zwischenzeit die Zahl derer, die an die Möglichkeit der Vergeltung des Bösen mit Gutem glaubten, nicht unerheblich vermehrt.

In dem Philosophen Mih tih, über dessen Leben wenig bekannt ist, der aber vermutlich einige 50 Jahre nach Confucius lebte und lehrte, hatte die Lehre von der „allgemeinen Liebe“ einen geistvollen und energischen Vertreter gefunden.

„Es ist die Aufgabe der Weisen, heißt es in dem von seinen Schülern herausgegebenen Werke, dafür zu sorgen, daß das Reich gut regiert werde. Darum müssen sie wissen, woher Unordnung und Verwirrung kommen, denn ohne die Kenntnis davon können sie ihre Aufgabe nicht erfüllen. Wir können sie daher mit einem Arzt vergleichen, der es unternimmt, die Krankheit eines Mannes zu heilen; er muß zuerst die Ursache der Krankheit erkunden und kann dann an die Heilung derselben gehen; ohne eine solche Kenntnis würden seine Bemühungen vergeblich sein.“

„Es ist die Aufgabe der Weisen, für die gute Regierung des Reichs Sorge zu tragen. Sie müssen also der Ursache der Unordnung nachforschen und wenn sie dies thun, werden sie finden, daß sie von dem Mangel an gegenseitiger Liebe herrührt. Wenn ein Minister und ein Sohn dem Herrscher und dem Vater gegenüber unkindlich sind, so heißt das Unordnung. Ein Sohn liebt sich selbst und liebt nicht seinen Vater, er thut daher seinem Vater unrecht und bevorzugt sich selbst; ein jüngerer Bruder, der seinen älteren Bruder nicht liebt, ein Minister, der sich und nicht seinen Fürsten liebt, sie alle thun dem anderen Unrecht und stellen sich in den Vordergrund; es sind alles Fälle von Unordnung. Ebenso ist es, wenn der Vater den Sohn, der ältere Bruder den jüngeren, der Fürst den Minister weniger bevorzugt als sich selbst. Wie können solche Sachen vorkommen?

Aus Mangel an gegenseitiger Liebe. Nehmt den Fall eines Diebes oder Räubers, es ist gerade dasselbe damit. Der Dieb liebt sein eigenes Haus und liebt nicht das seines Nachbarn; darum bestiehlt er seines Nachbarn Haus zum Vorteil seines eigenen. So verhält es sich auch mit dem Räuber. So auch mit den hohen Beamten, die gegenseitig ihre Familien befehden, und mit den Fürsten, die die Staaten ihrer Nachbarn angreifen. Alle Unordnung im Reich hat dieselbe Veranlassung Mangel an gegenseitiger Liebe".

„Wenn nun allgemeine gegenseitige Liebe im Reiche herrschte, wenn die Menschen andere liebten wie sich selbst, würden Sachen wie die obenerwähnten vorkommen können? Würde es Diebe und Räuber geben? Wenn jedermann das Haus seines Nachbarn ansähe wie (er) sein eigenes (ansieht), würden Diebstähle möglich sein? würden Minister und Fürsten sich gegenseitig befehden und bekriegen?"

Aber wie dies Ziel erreichen? Die Schüler zweifeln an der Möglichkeit, Mih tih aber sagt: „Durch allgemeine gegenseitige Liebe und den Austausch gegenseitiger Vorteile. Jeder muß einen anderen Staat, eine andere Familie, eine andere Person betrachten, als wären es seine eigenen. Wenn ein Mann seinen Nachbarn haßt, haßt derselbe ihn wieder; wenn er ihn liebt, liebt derselbe ihn wieder. Liegen nicht die Beispiele aus der Geschichte vor, daß, wenn Fürsten schlechte Kleidung, geringe Nahrung oder tapferes Benehmen liebten, ihre Beamten ihnen nachahmten? Wenn heute daher der Grundsatz der allgemeinen Liebe nicht herrscht, so ist es nur deswegen, weil der Frage höchsten Orts nicht das Interesse entgegengebracht wird, welches sie verdient;

die Fürsten verhalten sich gleichgültig gegen dieselbe, statt die Menschen durch Lob und Belohnungen zur Ausübung der allgemeinen gegenseitigen Liebe anzuhalten und den Widerstand gegen dieselbe durch Geld- und andere Strafen zu brechen. Geschähe dies, so würde die Ausübung dieser allgemeinen Liebe und der Austausch gegenseitiger Vorteile alle Hindernisse überwinden, wie Feuer naturgemäß aufwärts loht und Wasser abwärts fließt."

Es spricht für den Halt, welchen der orthodoxe Begriff der kindlichen Liebe im chinesischen Volk zu erringen gewußt hatte, daß Mencius' Erklärung, daß alle gleichmäßig zu lieben die besondere Zuneigung zwischen Vater und Sohn nicht hinreichend zum Ausdruck brächte, genügte, das System Mih tihs, welches sich zur Zeit des Mencius einer großen Beliebtheit erfreut zu haben scheint, gänzlich über den Haufen zu werfen.

Der andere Gegner, dessen Bekämpfung Mencius sich angelegen sein ließ, steht uns wesentlich ferner als Mih tih. Es war der taoistische Cyniker Yang Chu, über dessen Leben auch wenig bekannt ist, nicht einmal, ob er ein Zeitgenosse des Confucius oder des Mencius war; Stellen in anderen taoistischen Schriftstellern lassen das erstere wahrscheinlich erscheinen, wenngleich die Energie, mit welcher Mencius ihn angreift, auf das letztere deuten dürfte. Der Grundsatz „Jeder für sich selbst", den Mencius Yang Chu unterschiebt und von dem er sagt, daß eine Befolgung desselben den Menschen zum Tier machen würde, findet sich nirgends ausdrücklich in den Yang Chu zugeschriebenen Aeußerungen; derselbe scheint vielmehr eine Art von chinesischem Diogenes gewesen zu sein, der das Leben als ein unvermeidliches Uebel mit

Geduld ertrug und diejenigen verspottete, die sich um dasselbe viel sorgten und mühten.

Rein philosophisch sind die Auseinandersetzungen über die „leidenschaftliche Natur.“ Meister, sagt einer seiner Schüler, wenn du einen hohen Adelstitel erhieltest und der erste Minister des Fürstentums würdest und es dann dahin brächtest, daß der Fürst der erste unter allen anderen Fürsten des Reichs würde, ja selbst die Kaiserwürde erhielte, es wäre nicht zu verwundern; aber, wenn du in solcher Lage wärst, würde dein Geist nicht unruhig sein? — Mencius erwiderte: Nein. Mit 40 Jahren (also ehe er seine reformatorische Laufbahn begann!) hatte ich das Gleichgewicht des Geistes gefunden. — Und giebt es ein Mittel sie zu erreichen? — Ja. Der eine fürchtet nichts; weder Wunden noch Gefahr, und wäre der, der ihn bedroht, der Herr von 10000 Streitwagen; der andere prüft sich selbst, wenn er findet, daß er im Unrecht ist, so fürchtet er den geringsten Mann, findet er sich aber im Recht, so wird er gegen tausende und zehntausende kämpfen. Der letztere ist dem ersteren unbedingt überlegen. Der Philosoph Kau sagt: Was du nicht in Worten ausdrücken kannst, das suche nicht in deinem Verstande; was du in deinem Verstande nicht findest, danach suche nicht durch leidenschaftliche Anstrengung. — Mit dem letzteren stimme ich überein, aber nicht in seinem Verstande zu suchen, was man nicht mit Worten ausdrücken kann, dem sollte man nicht zustimmen. Denn der Wille ist der Leiter der leidenschaftlichen Natur und dieselbe durchdringt und belebt den Leib. Der Wille ist der Herr und die leidenschaftliche Natur ist ihm untergeben. Darum sage ich: Sei fest im Willen und zwinge die leidenschaftliche Natur zu nichts, was

außerhalb ihrer selbst liegt. Wenn der Wille allein thätig ist, so bewegt er die leidenschaftliche Natur, und wenn dieselbe allein thätig ist, so bewegt sie den Willen. Die leidenschaftliche Natur ist groß und stark. Wenn sie auf dem Boden der Gradheit wächst und nicht verletzt wird, so erfüllt sie alles zwischen Himmel und Erde. Sie ist die Genossin von Rechtschaffenheit und Vernunft: ohne sie ist die Natur des Menschen dem Verkommen nahe. Sie geht hervor aus der Anhäufung rechtlicher Handlungen und nicht einzelner solcher. Wenn der Verstand sich mit ihr nicht in Uebereinstimmung befindet, so verkümmert die Natur. — Mencius versteht also unter „leidenschaftliche Natur" im Chinesischen „Wolkiger Dampf" oder im Zusammenhange mit Verstand „Energie", den bei bevorzugten Naturen nie rastenden Trieb zur Thätigkeit, der dem Willen unterworfen sein muß, dem aber kein Zwang zu etwas Unrechtem zugefügt werden darf. —

Es ist wohl nicht ohne Interesse mit der Auffassung des chinesischen Weisen das zu vergleichen, was einer der bedeutendsten französischen Psychologen, T. A. Ribot, 2300 Jahre nach Mencius über die im hervorragenden Menschen thätige „Leidenschaft" geschrieben hat.

„La coordination (des Wollens und Könnens heißt es in ‚Les maladies de la volonté' von Ribot) la plus parfaite est celle des plus hautes volontés, des grands actifs, quelque soit l'ordre de leur activité: César, ou Michel Ange ou saint Vincent de Paul. Elle se résume en quelques mots: unité, stabilité, puissance. L'unité extérieure de leur vie est dans l'unité de leur but; toujours poursuivi, créant au gré des circonstances des coordinations et adaptations

nouvelles. Mais cette unité extérieure n'est elle-même que l'expression d'une unité intérieure, celle de leur caractère. C'est parcequ'ils restent les mêmes que leur but reste le même. Leur fond est une passion puissante, inextinguible qui met les idées à son service. Cette passion c'est eux, c'est l'expression psychique de leur constitution telle que la nature l'a faite. Aussi comme tout ce qui sort de cette coordination reste dans l'ombre, inefficace, stérile, oublié, semblable à une végétation parasite! Ils offrent le type d'une vie toujours d'accord avec elle même, parceque chez eux tout conspire, converge et consent. Même dans la vie ordinaire, ces caractères se recontrent sans faire parler d'eux, parceque l'élévation du but, les circonstances et surtout la puissance de la passion leur ont manqué; ils n'en ont gardé que la stabilité. — Sous une autre forme les grands stoïciens historiques — Epictète, Thraséas (je ne parle pas de leur Sage, qui est un idéal abstrait) ont réalisé ce type supérieur de volonté sous sa forme négative — l'arrêt — conformément à la maxime de l'école: Supporte et abstiens toi."

Vierzig Jahre nach dem in 289 v. Chr. erfolgten Tode des Mencius brach die Chau-Dynaſtie zuſammen und in 221 erklärte ſich auf ihren Trümmern der Fürſt von Tſin, der alle ſeine Rivalen beſiegt hatte, zum erſten göttlichen Kaiſer von China. Was die confucianiſche Richtung der Philoſophie unter ihm zu leiden hatte und wie ſie unter den Kaiſern der Han-Dynaſtie wieder zu Ehren, Anſehen und Einfluß kam, iſt bereits erwähnt worden.

Was nun die andere Richtung der chineſiſchen Philoſophie, die metaphyſiſch-theoſophiſche anbetrifft, deren

Anhänger man, wenn man die Confucianer etwa als Positiviſten bezeichnen wollte, auch Negativiſten nennen könnte, ſo iſt von der Perſönlichkeit des hauptſächlichſten Vertreters derſelben, Lao tſze, wenig zu berichten. Er ſoll in 604 v. Chr. geboren worden ſein und bald nach ſeiner angeblichen Zuſammenkunft mit Confucius in 517 v. Chr. ſein Amt als Bewahrer der Archive der Chau-Kaiſer in Loh yang niedergelegt und nach dem Weſten gezogen ſein, wo er verſchwunden iſt. — Die ſpäteren unzweifelhaft erſt aus der Zeit nach der Einführung des Buddhismus in China ſtammenden Sagen ſind kaum der Erwähnung wert. — Ein fallender Stern hat ſeine Mutter befruchtet, die nach 81 Jahren in 1321 v. Chr. das Fleiſch gewordene höchſte himmliſche Weſen aus ihrer linken Seite zur Welt brachte; das Kind hatte bei ſeiner Geburt weiße Haare und das Geſicht eines alten Mannes — daher ſein Namen Lao tſze, der alte Knabe — lange Ohren mit drei Oeffnungen, unregelmäßige Zähne, einen viereckigen Mund und zehn Zehen an jedem Fuß, konnte ſofort ſprechen und beſaß vollen Verſtand. Auch die Angaben über den Ort ſeiner Geburt ſind wahrſcheinlich tendenziöſe Erfindungen, da er im Dorfe „Unterdrückte Tugend", in der Gemeinde „Grauſamkeit", im Diſtrikt „Bitterkeit", im Staate „Leiden" geboren worden ſein ſoll. — Was die verſchiedenen taoiſtiſchen Schriftſteller aus der Zeit vor Chriſti Geburt über ſeine Zuſammenkünfte mit Confucius und anderen berichten, iſt wohl ebenfalls erfunden, obgleich der Geſchichtsſchreiber Sze ma tſien wenigſtens einer Begegnung zwiſchen den Häuptern der beiden Schulen Erwähnung thut.

Auf dem Wege nach dem Weſten ſoll Lao tſze einige Zeit bei dem Befehlshaber des Hanku-Paſſes verweilt

haben und auf den Wunsch desselben sein einziges, berühmtes Werk „Tao teh king", das Buch des Weges und der Tugend, geschrieben haben. — Aus den vielfachen, mit „Ein Weiser", „ein Alter", „ein Schriftsteller über Krieg" eingeführten Citaten in diesem Werk geht hervor, daß Lao tsze wie Confucius nur ein Ueberlieferer und Erklärer älterer Lehren, kein Schöpfer einer neuen war. Wenn ein späterer Schriftsteller des 1. Jahrhunderts Pan ku (dessen Geschichte der früheren Han-Dynastie von seiner Schwester Pan Chao vollendet wurde) in seiner Biographie Sze ma tsiens sagt, daß derselbe mehr ein Anhänger der Lehren Hwang's und Lao's als der sechs klassischen Werke gewesen sei, so dürfte unter dem ersteren Hwang-ti, der sogenannte „gelbe Kaiser", der erste der fünf legendenhaften Herrscher zu verstehen sein, dessen Regierung von den chinesischen Schriftstellern ungefähr 2700 Jahre v. Chr. gesetzt wird; ein weiterer Beweis, daß schon früh dem Taoismus ein viel älterer Ursprung als Lao tsze zugeschrieben wurde.

Ueber die Bedeutung des Wortes „Tao" haben sich viele den Kopf zerbrochen; man kann es wohl am besten mit dem hellenistischen „Logos", dem „göttlichen Vernunftworte" vergleichen, durch welches Gott die Welt geschaffen hat, das aus der jüdisch-alexandrinischen Philosophie des Philo seinen Weg ins Christentum gefunden hat, und auch alles mögliche bedeuten kann. Lao tsze selbst sagt vom Tao: „Es war unbestimmt und vollkommen, vorhanden vor Himmel und Erde. Ruhig war es und nicht greifbar, allein und unwandelbar, alles erfüllend und unerschöpflich, die Mutter aller Dinge. Ich weiß seinen Namen nicht und ich bezeichne es als Tao. Ich suche nach seinem Namen und ich nenne es das

Große. Groß, fließt es für immer; es entfernt sich und kehrt zurück (in stetem Wechsel immer dasselbe?) Darum ist das Tao groß!

„Das Tao brachte Eins hervor; Eins Zwei und Zwei Drei. Drei brachte Alles hervor. Alles läßt hinter sich die Dunkelheit (Chaos?), aus dem es kam und geht vorwärts zum Licht, während der Odem der Leere es harmonisiert."

Daß die jesuitischen Missionare und auch andere europäische Schriftsteller in diesem Versuch einer Kosmogonie eine Hindeutung auf die Dreieinigkeit gefunden haben, kann nicht wunder nehmen, aber auch den chinesischen Kommentatoren bereitet diese Stelle um so größere Schwierigkeiten, als an einer anderen Tao selbst als „Eins" bezeichnet wird. Der eine sucht sich zu helfen, indem er das Tao gerinnen und so den Himmel bilden läßt; der andere macht aus Eins den uranfänglichen Aether, aus dem sich das Zwei, das männliche und weibliche Princip entwickelt haben, die wieder Drei, d. h. Himmel, Erde und Menschen hervorgebracht haben, während der Odem der Leere, der Lebensatem, das Khi oder Chi ist, der alles beseelt. —

„Wir schauen nach dem Tao und doch sehen wir es nicht; es ist farblos; wir horchen nach ihm und wir hören es nicht; es ist tonlos; wir versuchen es zu ergreifen und können es nicht fassen; es ist körperlos. Was farb-, ton- und körperlos ist, kann nicht (durch Worte) beschrieben werden, darum nennen wir es: Eins."

Die Thatsache, daß farblos, tonlos und körperlos in dem chinesischen Text Ji, hi, wei lauten, hat Abel Rémusat und nach ihm Viktor von Strauß und Edkins auf die von Stanislaus Julien, Legge und fast allen

anderen Sinologen bekämpfte Idee gebracht, daß Lao tsze damit den hebräischen Jehovah habe ausdrücken wollen, daß ihm also Mitteilungen über denselben entweder auf seinen Reisen nach dem Westen oder von nach China gekommenen Israeliten gemacht worden sein müßten. Die Unhaltbarkeit der Jehovah-Idee, Jehovah ist eine ganz moderne Aussprache, dürfte unzweifelhaft sein; ob die Transskription Ji hi wei chinesisch für das ältere Jachvé zulässig, mögen andere entscheiden, aber es würde jedenfalls höchst merkwürdig sein, wenn der alte Lao tsze sich gerade den persönlichsten, körperlichsten aller semitischen Götterbegriffe ausgesucht haben sollte, um durch ihn oder an ihm das Körperlose seines Tao zu demonstrieren. Die Erklärung der kosmogonischen Idee Lao tszes liegt viel näher: Aus dem Urchaos, das alle Keime enthält, aber doch als unkörperlich, als Leere bezeichnet wird, entwickelt sich die Kraft (hier zweigeteilt, männlich und weiblich), welche die tote Form schafft, (dargestellt durch die drei höchsten Erscheinungen derselben, Himmel, Erde und Mensch), der der Odem das Leben giebt.

Was Lao tsze empfiehlt, ist Ruhe, Enthaltung und Beschaulichkeit.

„Die höchste Vortrefflichkeit ist dem Wasser gleich; die Vortrefflichkeit des Wassers ergiebt sich daraus, daß es allem nützt, und daß es, ohne dagegen anzustreben, den niedrigsten Platz einnimmt, der allen Menschen mißfällt.

„Der Grund, warum die Ströme und Meere im stande sind, die Huldigung und den Tribut der Gewässer aller Thäler zu empfangen, ist darin zu suchen, daß sie tiefer liegen als jene — darum sind sie Könige über sie alle. So setzt sich der weise Herrscher, der über den

Menſchen ſtehen will, in ſeinen Worten unter ſie, und wenn er wünſcht ihnen vorzugehen, ſetzt er ſeine Perſon ihnen nach. —

„Ohne aus ſeiner Thüre zu gehen, kann man alles verſtehen, was unter dem Himmel vorgeht; ohne aus ſeinem Fenſter zu ſehen, ſieht man das Tao des Himmels. Je weiter man ſich (von ſich ſelbſt) entfernt, deſto weniger weiß man.

„Darum erlangten die Weiſen ihre Kenntniſſe ohne herumzureiſen; ſie gaben die rechten Namen allen Dingen, ohne ſie zu ſehen und erreichten ihr Ziel, ohne ſich vorzunehmen es zu thun. —

„Alles in der ganzen Natur kehrt nach einer Zeit der Thätigkeit zu ſeinem urſprünglichen Zuſtande zurück, wie die Pflanze zu ihrer Wurzel. Dieſe Rückkehr nennen wir den Zuſtand der Ruhe, und dieſe Ruhe kann man anſehen, als wenn die Dinge (die ſie erlangt) berichteten, daß ſie die ihnen vorgeſchriebene Aufgabe vollendet hätten. Die Rückkehr zur Ruhe iſt das allgemeine unwandelbare Geſetz. Es zu kennen heißt verſtehen, es nicht kennen, veranlaßt wildes Streben und böſen Ausgang.“

Was die Ausübung der Regierung anbetrifft, ſo begegnen ſich Lao tſze und Confucius reſp. Mencius nur in zwei Punkten, dem Lobe der alten Zeiten und dem Tadel zu drückender Steuern. „Das Volk leidet Hunger wegen der hohen Steuern, die ſeine Behörden verbrauchen.

„Das Volk iſt ſchwer zu regieren wegen des übermäßigen Eifers der Behörden im Regieren.“

„Dem Volk iſt es gleich, ob es ſtirbt, weil es ſo hart arbeiten muß, um ſeinen Lebensunterhalt zu verdienen.“

Aber nur in der Unzufriedenheit mit den beſtehenden Zuſtänden und in dem Lobe des Altertums ſind ſich

Lao tsze und Confucius gleich, nicht in den Mitteln zur Abhilfe. Während Confucius dieselben im Heranziehen tüchtiger Männer und stetem Streben und Arbeiten sucht, empfiehlt Lao tsze Gehenlassen und Pflege der materiellen Instinkte. Es ist ein entschiedener Feind des „Regierens", oder was ihm vielleicht gerechter wird, des „Zu viel Regierens."

„Im höchsten Altertum wußte das Volk nicht, daß es regiert wurde. Im nächsten Zeitalter lobte und bewunderte es seine Herrscher, im nächsten fürchtete es sie und wieder im nächsten verachtete es sie. Als den Herrschern das Vertrauen in das Tao zu fehlen begann, folgte daraus ein Mangel an Vertrauen in sie seitens des Volkes. — Wie unentschlossen erschienen diese ersten Herrscher! durch ihre Zurückhaltung zeigten sie die Bedeutung, die sie ihren Worten beilegten. Ihr Werk wurde gethan und ihr Unternehmen war erfolgreich, während das Volk sagte: Wir sind wie wir sind durch uns selbst.

„Als das große Tao nicht mehr beachtet wurde, kamen Wohlwollen und Rechtschaffenheit in die Mode, nach ihnen Weisheit, Schlauheit und Heuchelei. —

„Als Verträglichkeit nicht länger unter den sechs Graden der Verwandtschaft herrschte, kamen kindliche Söhne auf; als die Staaten und Geschlechter in Unordnung gerieten, erschienen loyale Minister auf der Scene. —

„Männer von hoher Geschicklichkeit nicht zu schätzen und nicht zu verwenden, ist das Mittel, das Volk vom Wetteifer abzuhalten; Gegenstände, die schwer zu beschaffen sind, nicht zu hoch zu achten, ist das Mittel, es zu verhindern, Diebe zu werden; ihm nicht zu zeigen, was seine Begierden reizen kann, ist das Mittel, es von Ausschreitungen zurückzuhalten.

„Darum, wenn der Weise die Regierung führt, leert er ihre Köpfe und füllt ihre Bäuche, schwächt ihren Willen und kräftigt ihre Knochen.

„Er strebt immer danach, sie ohne Wissen und ohne Wünsche zu erhalten und die, die Wissen besitzen, zu verhindern, dasselbe benutzen zu wollen. Wo diese Enthaltung von Thätigkeit vorhanden ist, herrscht überall gute Ordnung."

Einige der Lehren im Thao teh king erinnern so sehr an die Inschrift, welche Confucius im Ahnensaal in Lo yang an der Bildsäule mit dem zugehefteten Munde fand, daß man versucht ist, einen Zusammenhang zwischen derselben und dem alten Taoismus vor Lao tsze anzunehmen.

„Laß ihn seinen Mund und seine Nasenlöcher geschlossen halten, und er wird während seines ganzen Lebens bewahrt sein von mühevollen Anstrengungen; laß ihn seinen Mund offen halten und seinen Atem in der Sorge um seine Angelegenheiten verbrauchen, und während seines ganzen Lebens wird er nie sicher sein.

„Was sich ruhig verhält, kann leicht gehalten werden; ehe eine Sache ihre Gegenwart bemerkbar gemacht hat, kann man sich leicht gegen sie schützen; was zerbrechlich ist, wird leicht zerbrochen, was wenig ist, wird leicht zerstreut. Man soll handeln, ehe eine Sache erschienen ist, und Ordnung sollte hergestellt werden, ehe Unordnung begonnen hat. Ein Baum, den man mit beiden Armen umspannen kann, ist aus dem kleinsten Sprößling entstanden; ein Turm mit neun Stockwerken begann mit einem Häuflein Erde; eine Reise von tausend Meilen beginnt mit einem Schritt."

Daß Lao tsze das Princip „Vergilt Feindschaft mit Wohlthun" vertritt, ist schon erwähnt worden.

Von ſich ſelbſt ſpricht Lao tſze nur an einer Stelle: „Die große Menge der Menſchen ſieht zufrieden und heiter aus, wie wenn ſie ein Feſtmahl genöſſen oder im Frühling auf einem Turme ſtänden; ich allein ſcheine verdroſſen und ſtill, da meine Begierden ſich noch nicht gezeigt haben. Ich bin wie ein Kind, das noch nicht gelächelt hat. Ich ſehe niedergeſchlagen und verloren aus, wie einer, der kein Heim ſein eigen nennt. Die Menge der Menſchen hat genug und zuviel, ich allein ſcheine alles verloren zu haben. Mein Verſtand iſt der eines dummen Mannes; ich bin wie verwirrt.

„Die gewöhnlichen Menſchen ſehen hell und verſtändig aus, ich allein ſcheine umnachtet. Sie ſehen aus, als wenn ſie alles unterſcheiden könnten, ich allein bin einfältig und verwirrt. Ich ſcheine, als triebe ich auf dem Meere hierhin und dorthin und hätte keinen Platz, auf dem ich ruhen könnte. Jeder hat einen Bereich ſeiner Thätigkeit, nur ich allein ſcheine thöricht und unfähig wie ein Bauer von der Grenze. So bin ich allein verſchieden von anderen Menſchen, aber ich ehre die Mutter, die mich nährt (das Tao)."

Es iſt ein melancholiſches Bild, das der „alte Knabe" von ſich entwirft, aber er ſchildert in ihm eine und nicht die am wenigſten anziehende Seite des Taoismus, das Aufgehen in der Beſchaulichkeit und das Zurückziehen aus der Welt, ohne den Zuſatz von Weltſchmerz und Peſſimismus, der ſich in der modernen Philoſophie ſo breit zu machen pflegt, und ohne die Ueberhebung, die Schopenhauer und ſeinen Epigonen eigen iſt. Intereſſanter und vielleicht auch verſtändlicher dürften uns indeſſen diejenigen Taoiſten erſcheinen, die mehr den Stoikern, Cynikern oder Epikuräern ähneln, oder die aus Metaphyſikern

Adepten der Magie geworden sind und in China am Kaiserhofe die Rolle gespielt haben, die bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts mehr als ein Magister der schwarzen Magie an europäischen Fürstenhöfen spielte.

Eine der interessantesten, wenn nicht die interessanteste Figur unter den älteren Taoisten ist Chwang chau, gewöhnlich Chwang tsze, der Philosoph Chwang genannt, ein Zeitgenosse des Mencius, der seiner allerdings keine Erwähnung thut, was darauf schließen lassen dürfte, daß die mystischen Spekulationen Chwangs erst später größere Anziehungskraft ausgeübt haben. Er lebte von der Welt zurückgezogen, und viele Beispiele seines kaustischen Witzes sind erhalten geblieben. Als der Fürst von Tsu Boten mit reichen Gaben zu ihm schickte, um ihn an seinen Hof zu laden, wo ihm die Stelle als erster Minister angeboten wurde, wies Chwang tsze diese Anerbietungen lachend zurück: „Tausend Unzen Silber sind viel für mich, und einen hohen Rang und die Stelle als Minister zu erhalten, ist höchst ehrenvoll. Aber habt ihr nicht den Ochsen gesehen, der für das Opfer an der Grenze bestimmt ist? Mehrere Jahre hindurch wird er sorgfältig gefüttert und mit kostbaren Decken geschmückt, damit er sich dafür eigne, in den großen Tempel geführt zu werden. Aber wenn die Zeit kommt, daß das geschehen soll, möchte er lieber ein kleines Schwein sein, doch dann ist es zu spät. Macht daß ihr fortkommt und beschmutzt mich nicht mit eurer Gegenwart. Ich will mich lieber amüsieren und meines Lebens erfreuen, in einem schmutzigen Graben (d. h. als Bettler leben) als den Regeln und Schranken am Hofe eines Fürsten unterworfen sein. Ich habe beschlossen, nie ein Amt anzunehmen, sondern ziehe es vor, mich meines eigenen freien Willens zu erfreuen."

Wie Chwang tsze gelebt hatte, so starb er. Seinen Schülern, die ihm ein prächtiges Begräbnis bereiten wollten, befahl er, seinen Körper nicht zu begraben, sondern nur auf die Erde zu werfen (nach der Sitte der ältesten Chinesen): „Ich werde so Himmel und Erde für meinen Sarg haben, die Sonne und den Mond statt der Embleme von Jade und die Sterne statt Perlen und Edelsteine; sind damit nicht alle Vorbereitungen für meine Beerdigung vollständig, was wollt ihr denselben hinzufügen?“ Und als die Schüler ihrer Besorgnis Ausdruck gaben, daß die Krähen und Weihen seinen Körper verzehren könnten, fügte er hinzu: „Oben werden mich die Krähen und Weihen verzehren, unten die Würmer und Ameisen; den einen fortzunehmen und den anderen zu geben, würde nur eure Parteilichkeit zeigen.“

Chwang tszes Werk ist zum größten Teil polemisch, gegen Confucius und die Litteraten im allgemeinen gerichtet. Der Versuch ist allerdings von chinesischer Seite gemacht worden, die heftigsten Angriffe gegen Confucius für apokryph zu erklären, sie sind indessen so sehr im Tone der anderen Stücke gehalten, daß man sie wohl nicht bloß als Ausflüsse der allgemeinen taoistischen Anschauungen anzusehen braucht, sondern sie dreist Chwang tsze zuschreiben darf.

„Gleich sucht gleich, sagte der alte Fischer zu Confucius, und Vögel mit gleichem Gesang antworten einer dem anderen — das ist ein Gesetz des Himmels ... Womit du dich beschäftigst, das sind die Angelegenheiten der Menschen. Wenn der Kaiser, die Lehensfürsten, die hohen Beamten und das gemeine Volk alle das thun, was ihnen geziemt, so haben wir das schöne Bild der Ordnung; wenn sie sich um das kümmern, was außerhalb

ihres Wirkungskreises liegt, so entsteht daraus die größte Unordnung. Wenn die Beamten ihre Geschäfte besorgen und das Volk die seinigen, dann besteht kein Uebergreifen in die Rechte anderer.

„Felder, die unbebaut bleiben; Häuser, die das Wasser durchlassen; Mangel an Nahrung und Kleidung; Steuern, für die das Geld fehlt; keine Verträglichkeit zwischen Frauen und Beischläferinnen und keine Ordnung zwischen jung und alt — das sind die Sorgen des gemeinen Volkes.

„Unfähigkeit für ihr Amt; Unaufmerksamkeit für ihre Geschäfte; Unehrlichkeit, Sorglosigkeit und Faulheit der Unterbeamten; Mangel an Verdienst und Trefflichkeit und Unsicherheit in betreff des Ranges und Gehalts — das sind die Sorgen der hohen Beamten.

„Keine treuen Minister an ihren Höfen; die Stämme in ihren Staaten in Aufstand; Mangel an Geschicklichkeit bei ihren Beamten, schlechte Beschaffenheit des Tributs, Verspätung bei den für Frühling und Herbst vorgeschriebenen Besuchen am Hofe des Kaisers und die Ungnade desselben; das sind die Sorgen der Lehensfürsten.

„Unharmonisches Wirken der beiden Elemente, Kälte und Hitze außer der Jahreszeit zum Schaden aller Dinge, Bedrückung und Unordnung unter den Lehensfürsten, Streitigkeiten und Raubzüge derselben gegen einander zum Schaden des Volkes; schlecht geordnete Ceremonien und Musik, die Hilfsquellen für Ausgaben ungenügend oder erschöpft; die verwandtschaftlichen Beziehungen vernachlässigt und das Volk zügelloser Unordnung überantwortet — das sind die Sorgen des Sohnes des Himmels und seiner Minister.

„Du bist nicht der Kaiser, auch nicht ein Lehensfürst, kein Minister des kaiserlichen Hofes oder einer der Staaten, und doch nimmst du es auf dich, die Ceremonien und die Musik zu regeln und dich ganz besonders mit den verwandtschaftlichen Beziehungen zu befassen, um die verschiedenen Massen der Bevölkerung zu bessern — ist das nicht eine übermäßige Vermehrung deiner Beschäftigungen?

„Menschen haben außerdem leicht acht Fehler, und in der Führung der Geschäfte drohen vier Uebel, die man nicht übersehen darf.

„Die Leitung von Angelegenheiten, die einen nichts angehen, in die Hand nehmen, heißt Geschäfte monopolisieren. Sachen vorbringen, die einen nichts angehn, nennt man schwatzhaft sein. Leute dadurch zu lenken, daß man ihnen nach dem Munde spricht, heißt fuchsschwänzeln. Leute zu loben ohne Rücksicht auf Recht oder Unrecht, heißt schmeicheln. Gern über der Menschen Schlechtigkeit reden, heißt verleumden. Freunde und Verwandte zu trennen, heißt schadenfroh sein, jemanden loben, ohne daß er es verdient, oder ihn ebenso in schlechten Ruf bringen, heißt verdorben sein. Doppelzüngig Menschen zustimmen, ohne sich darum zu kümmern, ob sie gut oder schlecht seien, um so ihre Absichten zu erforschen, heißt gefährlich sein. Diese acht Fehler verursachen Unordnung unter andern Leuten und bringen den, der sie besitzt, in Gefahr. Kein edler Mann wird jemanden, der sie besitzt, zu seinem Freunde oder ein Fürst ihn zu seinem Minister machen.

„Um nun von dem zu sprechen, was ich die vier Uebel nannte: Gern große Thaten thun, das wechseln und ändern, was schon lange besteht, damit man den

Ruf erhalte, verdienstvolles geleistet zu haben, daß heißt Ehrgeiz; alle Weisheit für sich beanspruchen und sich in alles mischen, indem man das, was anderen zu thun obliegt, an sich reißt und es als sein Werk darstellt, heißt Gierigkeit; seine Fehler sehen und sie nicht ändern, und wenn einem Vorstellungen gemacht werden, erst recht seinen eigenen Weg gehen, heißt Halsstarrigkeit; den loben, der mit einem übereinstimmt, den tadeln, der nicht mit einem übereinstimmt, heißt prahlerische Ueberhebung. Dies sind die vier Uebel; wer die acht Fehler ablegen kann und den vier Uebeln nicht freien Lauf läßt, der ist soweit, daß er anfangen kann, unterrichtet zu werden.

„Confucius blickte traurig nieder und seufzte. Zweimal verneigte er sich, dann erhob er sich und sprach: Zweimal wurde ich aus Lu vertrieben. Ich mußte aus Wei flüchten. Der Baum, unter dem ich rastete, wurde in Sung niedergehauen. Ich weiß nicht, welche Fehler ich begangen habe, daß ich bei diesen Gelegenheiten so falsch dargestellt wurde und solches leiden mußte. — Der alte Fischer sah ihn traurig an und sagte: Es ist wahrhaftig schwer, dich etwas verstehen zu machen. Es war einmal ein Mann, der fürchtete sich vor seinem Schatten und mochte seine eigenen Fußstapfen nicht sehen, so daß er davonlief, um beiden zu entgehen. Aber je öfter er seine Füße aufhob, desto zahlreicher waren seine Fußstapfen, und so schnell er auch laufen mochte, sein Schatten verließ ihn nicht. Er dachte, er liefe zu langsam und lief mit aller Macht, ohne anzuhalten, bis seine Kraft erschöpft war und er starb. Er wußte nicht, daß, wenn er an einem schattigen Platze sich aufgehalten hätte, sein Schatten verschwunden sein würde, und daß, wenn er sich nicht bewegt gehabt hätte, er seine Fußstapfen

verloren haben würde — seine Dummheit war wirklich groß. Und du, du übst dein Urteil an Fragen über Wohlwollen und Rechtschaffenheit; du untersuchst die Punkte, wo Uebereinstimmung und Verschiedenheit sich berühren; du siehst nach dem Wechsel von Bewegung zu Ruhe und umgekehrt; du hast die Regeln des Empfangens und Gebens bemeistert; du hast Zuneigung und Abneigung erklärt; du hast die Grenzen von Freude und Aerger ausgeglichen — und doch hast du kaum den Gefahren entrinnen können, die du erwähntest. Wenn du dich um dich selbst bekümmertest und deine eigene Lauterkeit hütetest, indem du einfach anderen das giebst, was ihnen zukäme, dann würdest du allen solchen Verwicklungen entgangen sein. Aber wenn du, wie du das thust, die Erziehung deiner eigenen Person vernachlässigst und die Erziehung anderer zu deiner Aufgabe machst, beschäftigst du dich dann nicht mit Aeußerlichkeiten (statt mit deinem innern Menschen)?"

Auch Chwang tsze ist ein Lobredner der alten Zeiten.

„Die Herrscher gingen in alten Zeiten von der Ansicht aus, daß der Erfolg ihrer Regierung nach dem Zustand beurteilt werden müsse, in dem das Volk sich befand, und daß die Schuld eines Mißerfolges in ihnen gesucht werden müsse; damit das Recht auf der Seite des Volkes und das Unrecht in ihnen selbst wäre. Darum, wenn auch nur eine Person das Leben verlor, zogen sie sich zurück und tadelten sich. Jetzt ist es aber nicht mehr so. Die Herrscher verbergen, was sie wollen, daß geschehe und halten die, die es nicht erraten für dumm; sie verlangen, was sehr schwierig ist und verurteilen die, die nicht wagen es zu unternehmen; sie legen harte Lasten auf und bestrafen die, die sie nicht tragen können; sie

verlangen, daß die Leute weit gehen und lassen die hinrichten, die die Entfernung nicht zurücklegen können.

„Wenn das Volk einmal weiß, daß das Beste, was sie leisten können, ungenügend ist, dann greifen sie zum Betrug. Wenn die Herrscher täglich viele Heuchelei zeigen, wie können die Beamten und das Volk es anders machen. Mangel an Kraft bringt Heuchelei hervor, Mangel an Wissen Hinterlist, Mangel an Besitz Räuberei. Aber wen soll man in solchem Falle des Raubes und des Diebstahls schuldig erachten?"

Für Chwang tsze wie für Lao tsze ist der Tod das notwendige Ende des Lebens und darum etwas, was nicht zu betrauern ist; Chwang tsze geht aber weiter wie sein Vorgänger, wenigstens finden sich Aeußerungen in seinem Werk, die auf den Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode oder wenigstens an eine Theorie der Atome schließen lassen.

„Zwei Krüppel besichtigen zusammen das Grab des gelben Kaisers, plötzlich brechen Geschwüre an ihren Armen aus. Fürchtest du das Geschwür, sagt der eine zum andern. — Warum sollte ich es fürchten, antwortet der andere; das Leben ist eine geborgte Sache. Der so geborgte lebende Körper ist nicht mehr als Staub. Leben und Tod sind wie Tag und Nacht. Wir beide beschauten doch gerade die Gräber derer, die ihren Wechsel durchgemacht haben; warum sollte es mir unangenehm sein, wenn mein Wechsel kommt?"

„Tsze lai lag auf dem Totenbett und seine Frau und seine Kinder standen um ihn herum und klagten laut. Sein Freund Tsze li kam, um sich nach dem Kranken zu erkundigen und sagte zu ihnen: Husch — macht daß ihr fortkommt und stört ihn nicht, während er durch

den großen Wechsel geht. Dann sprach er zu dem Sterbenden: Groß ist wahrlich der Schöpfer! Was wird Er jetzt aus dir machen? Wohin wird Er dich jetzt bringen? Wird Er die Leber einer Ratte oder den Arm eines Insekts aus dir machen? Tsze lai antwortete: Wohin auch immer ein Vater seinem Sohne sagen mag zu gehen: nach Osten, Westen, Süden oder Norden, er folgt einfach dem Befehl. Die beiden Elemente (das männliche und weibliche) sind einem Menschen mehr, als seine Eltern ihm sind. Wenn dieselben meinen Tod beschleunigen und ich unterwerfe mich nicht willig, so würde ich hartnäckig und aufrührerisch sein. Da ist die große Masse (die Natur). Ich finde die Stütze meines Körpers in ihr; mein Leben ist auf ihr in Arbeit zugebracht; mein Alter sucht Bequemlichkeit auf ihr; im Tode finde ich Ruhe auf ihr; was mein Leben ein gutes gemacht hat, wird meinen Tod auch einen guten machen.

„Da ist ein großer Gießer, der sein Metall gießt. Wenn das Metall nun plötzlich im Tigel in die Höhe springen wollte und sagen: aus mir muß ein Schwert werden! der große Gießer würde es sicherlich für ungehörig halten. Und so, wenn eine Form im Mutterleibe gebildet wird und wollte plötzlich sagen: Ich muß ein Mann werden; der Schöpfer würde sie sicherlich als ungehörig ansehen. Wenn wir einmal verstehen, daß Erde und Himmel ein großer Schmelztigel sind und der Schöpfer ein großer Gießer, wo können wir hingehen müssen, das nicht recht für uns wäre. Wir sind wie aus einem ruhigen Schlummer geboren und wir sterben zu einem ruhigen Erwachen."

„Einmal auf der Reise sah Chwang tsze einen leeren Schädel, ausgebleicht zwar, aber noch wohl erhalten.

Er klopfte auf ihn mit ſeiner Reitpeitſche und frug: Haſt du, in deiner Gier nach Leben, in den Lehren der Vernunft gefehlt und biſt dahin gekommen? Oder hat dich im Dienſt eines untergehenden Staates das Beil des Nachrichters zu dem gemacht? Oder biſt du durch dein ſchlechtes Betragen dahin gekommen und haſt Schande über deine Eltern, dein Weib und deine Kinder gebracht? Oder biſt du dem Hunger und der Kälte erlegen? Oder haſt du nur den Lauf deines Lebens vollendet? — Nach dieſen Fragen nahm er den Schädel auf, und als er ſchlafen ging, benutzte er ihn als Kopfkiſſen. Um Mitternacht erſchien ihm der Schädel im Traum und ſagte: Du haſt wie ein Redner zu mir geſprochen. Alles, was du geſagt haſt, bezog ſich nur auf die Menſchen bei ihren Lebzeiten; von ſolchen Dingen giebt es nach dem Tode nichts. Möchteſt du von den Dingen nach dem Tode hören? — Gewiß, ſagte Chwang tſze, und der Schädel fuhr fort: Im Tode giebt es keinen Unterſchied zwiſchen Fürſten und Miniſter; die Erſcheinungen der vier Jahreszeiten ſind nicht da; ruhig und ungeſtört ſind unſere Jahre wie die des Himmels und der Erde. Kein König an ſeinem Hofe hat größere Freude als wir haben. — Chwang tſze glaubte ihm nicht und ſagte: Wenn ich den Herren unſeres Schickſals veranlaſſen könnte, deinen Leib mit den Knochen, Fleiſch und Haut wieder ins Leben zu rufen und dir deinen Vater und deine Mutter, dein Weib und deine Kinder und alle deine Dorfgenoſſen wieder zu geben, würdeſt du wollen, daß ich das thäte? — Der Schädel ſah ihn mit gerunzelter Stirne ſtarr an und ſagte: Wie ſollte ich wohl den Genuß meines königlichen Hofes hingeben und die Laſt des Lebens unter Menſchen wieder auf mich nehmen?“

Manchmal ſcheint Chwang tſze an ſeiner eigenen Exiſtenz zu zweifeln und an die Möglichkeit zu glauben, daß das Leben nur ein Traum ſei.

„Die Dämmerung fragte den Schatten: Vorher biſt du gegangen und jetzt ſtehſt du ſtill; vorher haſt du geſeſſen und jetzt biſt du aufgeſtanden; woher kommt es, daß du ſo unſtät biſt? — Der Schatten antwortete: Ich warte auf die Bewegungen von etwas Anderem, um zu thun, was ich thue, und das Andere, auf das ich warte, wartet wieder auf etwas Anderes, um zu thun, was es thut. Mein Warten — iſt es für die Schuppen einer Schlange oder die Flügel einer Grille? Ich weiß nicht, warum ich eine Sache thue und die andere nicht thue."

„Einmal habe ich, Chwang Chau, geträumt, daß ich ein Schmetterling wäre, ein Schmetterling, der herumflog und fühlte, daß er ſich ergötzte. Ich wußte nicht, daß er ich war. Plötzlich erwachte ich und war wieder ich ſelbſt, der wahre Chwang Chau. Ich wußte nicht, ob es vorher Chwang Chau war, der träumte, daß er ein Schmetterling wäre, oder ob es jetzt ein Schmetterling iſt, der träumt, daß er Chwang Chau ſei! Das iſt der Fall von Verwandlung der Dinge.

Dies klingt ſehr buddhiſtiſch, dürfte aber auch nach der Anſicht der chineſiſchen Kommentatoren nicht auf damals wohl unzweifelhaft noch nicht vorhandene buddhiſtiſche Einflüſſe zurückzuführen ſein, ſondern darauf, daß auch dem alten Taoismus die Lehre, daß nichts Wirkliches beſtehe, ſondern alles nur Einbildung ſei, nicht fremd war.

Noch ſchärfer als in Chwang tſzes Werken tritt eine pantheiſtiſch-fataliſtiſche Auffaſſung in allegoriſcher Form in dem Lieh yu k'ou, gewöhnlich Lieh tſze, der Philoſoph

Lieh genannt, zugeschriebenen Schriften hervor. Derselbe dürfte der Zeit unmittelbar nach Confucius angehört haben, doch ist nichts näheres über ihn bekannt.

Licius (latinisiert) wiederholt noch ausführlicher, daß die ganze Natur ein Kreislauf sei, daß alles Geschaffene vergehen müsse und nur das Schaffende, das Tao, unvergänglich fortbestehe, daß es daher thöricht sei, um Leben oder Tod zu sorgen, da beide vorherbestimmt und unvermeidlich seien. Vernunft und Wahnsinn seien willkürliche, Recht und Unrecht nur angelernte Begriffe und alle verwandtschaftlichen Gefühle nur anerzogen.

„Ein Mann hat einen verrückten Sohn und macht sich auf den Weg, um Confucius um Rat zu fragen, ob er nicht vielleicht ein Mittel gegen die Krankheit wisse. Unterwegs begegnet er Lao tsze, dem er sein Leid klagt. Weißt du denn, ob dein Sohn wirklich verrückt ist, erwidert ihm derselbe. Heutzutage sind die Begriffe von Recht und Unrecht so verwirrt, daß niemand mehr weiß, was eigentlich das Richtige ist. — Wenn alle Leute so dächten wie dein Sohn, so wäre nicht er verrückt, sondern du. Wer kann überhaupt Gefühle und Empfindungen richtig darstellen? Habe ich damit aber Recht, so ist Confucius verrückt, und wie sollte ein Verrückter dazu kommen, die Verrücktheit anderer heilen zu können? Spare also dein Geld und mache, daß du wieder nach Hause kommst.

„Ein Mann aus Yin war in Shu erzogen worden und kehrte als alter Mann nach Yin zurück. Als er auf der Reise dorthin durch das Land Tsin kam, machte sich einer seiner Reisegefährten den Scherz, ihm zu sagen: Das ist die Stadt des Yin-Landes. — Der Alte errötete vor Erregung. — Das sind die Feldaltäre deiner Nachbarschaft! — Der Alte schluchzte. — Das ist die

Behausung deiner Vorfahren! — Der Alte weinte. — Das sind die Gräber deiner Vorfahren! — Der Alte heulte laut. — Da lachte sein Gefährte und sagte: Ich habe nur Spaß mit dir getrieben, das ist das Land Tsin. Der Alte schämte sich sehr. Als sie nun ins Yin-Land kamen und er die Stadt, die Feldaltäre, die Wohnungen und die Gräber seiner Vorfahren wirklich sah, da war seine Gemütsbewegung eine viel geringere.

„Im Lande Ki gab es einen Mann, dem ließ die Besorgnis, daß Himmel und Erde einmal zusammenbrechen könnten, keine Ruhe. Einer seiner Freunde war sehr bewegt über die Aufregung, in der sich der andere befand, und versuchte ihn zu beruhigen, indem er ihm sagte, daß der Himmel nur der Behälter der Luft sei und Einatmen und Ausatmen den ganzen Tag in dem Raume abwechselten. — Aber können nicht Sonne, Mond und Sterne herunterfallen? — Wie wäre das wohl möglich, erwiderte der Freund, es sind ja nur Lichter im Luftbehälter. — Aber wenn die Erde zu Grunde ginge? — Das ist ja eine große festgefügte Masse, tröstete der Freund, die durch das stäte Daraufherumtrampeln noch fester wird. — Da waren beide zufrieden, der eine, daß er eine Besorgnis losgeworden, der andere, daß er seinen Freund beruhigt sah. Tchung lu tsi hörte das Vorgefallene und sagte lächelnd: Wolken und Nebel, Wind und Regen sind die Ansammlungen der Luft und bilden den Himmel; Berge, Hügel, Flüsse, Meere, Metall, Steine, Feuer und Holz sind die Ansammlungen des Geschaffenen und bilden die Erde. Weiß man aber, daß es nur Ansammlungen sind, so weiß man auch, daß sie zu Grunde gehen müssen. Himmel und Erde sind nur kleine Punkte im Raume.

Aber von allem, was besteht, sind sie das Größte. — Daß sie nur schwer zum Ende und zur Erschöpfung kommen werden, ist sicher, aber ebenso sicher, daß sie einmal gemeinschaftlich zu Grunde gehen müssen. Sollte der, der diese Zeit erleben wird, nicht traurig sein? — Licius aber lächelte und sprach: Es ist falsch, zu behaupten, daß Himmel und Erde untergehen werden, und falsch, zu behaupten, daß sie nicht untergehen werden. Niemand kann wissen, was geschehen wird; denn das Leben versteht den Tod nicht und der Tod versteht das Leben nicht, das Kommen nicht das Gehen und das Gehen nicht das Kommen. Warum sich darüber bekümmern."

„Auf der Reise nach Wei fand Licius im Gestrüpp ein hundertjähriges Totengebein; er rief einen Schüler, der bei ihm war, zeigte ihm dasselbe und sagte: Nur ich und jene wissen, daß wir weder leben noch tot sind!"

Lieh tsze ist auch die einzige Quelle über Yang Chu, gegen den Mencius so entschieden vorging und der daher als ein Zeitgenosse desselben angenommen werden dürfte, obgleich Chwang tsze ein Gespräch zwischen Yang Chu und Lao tsze anführt. Yang Chus Ansichten, die Lieh tsze wiedergiebt, gipfeln in dem Satze: das Leben genießen und den Tod nicht fürchten; in seinen Lehren findet sich der Epikuräer mit dem Cyniker verbunden.

„Hundert Jahre, sagt Yang Chu, sind die äußerste Grenze des Lebens, und nicht einer von tausend erreicht dieselbe. Setzen wir den Fall, daß einer es thäte: Kindheit im Arm getragen und Greisenalter nehmen wohl die Hälfte davon fort, was im Schlafe verträumt und vom wachend Erlebten vergessen wird. Schmerzen und Krankheit, Kummer und Aerger, Verluste, Sorgen und Furcht nehmen fast die andere Hälfte ein. Was übrig bleibt

ſind vielleicht zehn Jahre, aber ich glaube, daß ſelbſt in denen kaum ein Tag glücklichen Selbſtvergeſſens ohne den Schatten einer Sorge zu finden ſein wird. Was iſt das Leben des Menſchen denn wert? Was für Freuden ſind in ihm?

Soll man es preiſen wegen der Freuden, die Eſſen und Trinken geben, oder wegen des Genuſſes an Muſik und Schönheit? Aber man kann ſich nicht immer mit dieſen Freuden begnügen; man kann nicht immer mit der Schönheit tändeln und der Muſik lauſchen. Und dann kommen die Furcht vor Strafe und der Antrieb, den Belohnungen bieten; das Treiben und Zurückhalten, das Ruhmſucht und die Geſetze ausüben, — die machen einen, ſich ohne Raſt und Ruhe um das eitle Lob einer Stunde bemühen und auf den Ruhm nach dem Tode rechnen; die halten ihn ſozuſagen auf der Wache gegen das, was ſeine Ohren hören und ſeine Augen ſehen, und daß er ſich darum kümmert, ob das, was er thut oder denkt, Recht oder Unrecht ſei. So verliert er den wahren Genuß ſeiner Jahre und kann ſich nicht einen Augenblick gehen laſſen. Worin unterſcheidet er ſich von einem Verbrecher in Handſchellen und Feſſeln im innern Hofe des Gefängniſſes? Die Leute im höchſten Altertum wußten wohl, wie kurz das Leben ſei und wie plötzlich und vollſtändig es durch den Tod beendigt werden könnte, und darum gehorchten ſie den Bewegungen ihres Herzens, wieſen nicht zurück, was für ſie natürlich war zu lieben, und ſuchten nicht die Freuden zu vermeiden, die ſich ihnen boten. Sie ließen ſich nicht durch die Aufregungen des Ruhms beirren; ſie genoſſen das Leben, wie es ihnen natürlich war; ſie widerſtrebten nicht dem Triebe, ſich zu erfreuen, der allen Dingen innewohnt, und ſie

kümmerten sich nicht darum, nach dem Tode berühmt zu sein. Sie richteten sich so ein, daß sie Strafen vermieden; aber Ruhm und Lob, der erste oder der letzte zu sein, langes oder kurzes Leben, das alles zogen sie nicht in ihre Berechnungen.

„Worin die Menschen sich unterscheiden, das ist im Leben, worin sie sich gleichen, das ist im Tode. So lange sie leben, giebt es die Unterschiede von Klugheit und Dummheit, Ehrenhaftigkeit und Lumpenhaftigkeit, wenn sie tot sind, haben wir eine stinkende verfaulende Masse, die verwest — das ist das allgemeine Los. Klugheit und Dummheit, Ehrenhaftigkeit und Lumpenhaftigkeit stehen in keines Menschen Gewalt, ebensowenig wie der Zustand von Fäulnis, Verwesung und gänzlichem Verschwinden. Weder eines Menschen Leben noch sein Tod sind in seiner Hand, seine Klugheit und seine Dummheit, seine Rechtschaffenheit und seine Lumpenhaftigkeit sind nicht sein eigen. Alle sind geboren und alle sterben, der Kluge und der Dumme, der Gute und der Schlechte. Manche sterben, wenn sie zehn Jahre alt sind, manche, wenn sie hundert Jahre alt sind, der Tugendhafte und der Weise sterben; der Lasterhafte und der Narr sterben. Lebend waren sie weise Kaiser, tot sind sie so viele verwesende Knochen, lebend waren sie Tyrannen und Räuber, tot sind sie so viele verwesende Knochen. Wer kann einen Unterschied an ihren Knochen erkennen? Darum, so lange wir leben, laßt uns das Beste aus dem Leben machen; wir haben keine Zeit, an etwas nach dem Tode zu denken."

Was aber Lieh tszes Werk nicht am wenigsten Interesse verleiht, ist, daß in ihm zum erstenmal unverhüllt die alchymistisch-nekromantische Richtung auftritt,

die später für die Entwicklung des Taoismus und die politische Rolle, welche seine Anhänger an den Kaiserhöfen spielten, maßgebend wurde.

„An den Hof des Kaisers Muh der Chau-Dynastie (1001—947 v. Chr.) erscheint ein aus dem Westen kommender Magier, der durch Wasser und Feuer, Metall und Stein ging, Berge, Flüsse und Städte versetzte und in die Luft aufstieg. Kaiser Muh ehrte ihn in jeder Weise, aber der Magier sah den Palast für eine erbärmliche Hütte an, das Essen der kaiserlichen Küche für ganz gemein und die Dienerinnen bei Hofe als stinkende Ziegen. Da ließ ihm der Kaiser einen neuen Palast bauen und die schönsten Jungfrauen aussuchen, um ihn zu bedienen; der Magier ließ sich das gefallen, aber nach kurzer Zeit ersuchte er den Kaiser, mit ihm zu reisen, ließ ihn seinen Rockzipfel ergreifen und fuhr mit ihm bis in den Mittelhimmel in seinen, des Magiers, Palast. Der war aus Gold und Silber gebaut und mit Perlen und köstlichen Edelsteinen ausgelegt. Der Kaiser blickte herab auf die Erde nach seinem Palast, der aussah wie eine Lehmhütte. Nach langen Jahren, in denen der Kaiser sein Reich ganz vergessen hatte, nahm ihn der Magier wieder mit auf eine Reise und führte ihn in ein Land, wo man Sonne und Mond und die Erde nicht mehr sah. Der Kaiser fürchtete sich und bat den Magier, ihn wieder in sein Reich zurückzusenden; der gab ihm einen Stoß, dem Kaiser war, als wenn er unendlich tief fiele und — er erwachte und fand sich an seinem Tische, wo die Speisen noch nicht kalt geworden waren und der Wein noch im Glase stand. Der Kaiser frug erstaunt, was geschehen sei und seine Umgebung antwortete: Deine Hoheit saß einen Augenblick in

Gedanken verloren. Als der Kaiser dann den Magier befragte, erwiderte derselbe: Ich wanderte mit deinem Geiste, wie sollte sich die Form da bewegen!“[1]

Sehr bald wurde die Richtung des Taoismus, von der diese Geschichte ein Beispiel giebt, die maßgebende; das Mittel Gold zu machen, und das Elixir des ewigen Lebens wurden eifrig gesucht und die Kaiser und Großen überhäuften die Adepten der schwarzen Wissenschaft mit Gold und Ehren. Unter Tsin Shi Wang ti, der die Gelehrten so grausam verfolgte, blühte der Taoismus ganz besonders. Der Kaiser suchte mit den Taoisten zusammen nach dem Stein der Weisen, sowie nach den angeblich im Westen von China gelegenen „Inseln der Seeligen“. Als Sü Shi, den der Kaiser mit einem großen Gefolge von Jünglingen und Jungfrauen ausgesandt hatte, um diese glücklichen Inseln zu finden, mit der Meldung zurückkehrte, daß er sie zwar gesehen, aber wegen widriger Winde nicht habe erreichen können, zog der Kaiser selbst nach Tschifu in Shantung in der Hoffnung, sie von dort aus zu erblicken. Dort erlegte er auch mit eigener Hand einen großen Hai, der nach den Angaben der Taoisten die Entdeckung der Inseln verhindern sollte. Der bald darauf erfolgte Tod des Kaisers machte seinen Plänen, die ihn möglichenfalls nach Japan hätten führen können, ein Ende. Aber dieser Mißerfolg schreckte die Nachfolger des ersten himmlischen Kaisers nicht, und noch unter manchem derselben erfreuten sich die Taoisten des weitgehendsten Schutzes und der größten Wertschätzung.

---

[1] Der Naturalismus bei den alten Chinesen oder die sämtlichen Werke des Philosophen Licius von Ernst Faber.

Mit der zunehmenden Verflachung des Taoismus haben sich die Priester desselben, die „Doktoren der Vernunft", wie die Missionare sie im 17. Jahrhundert zu bezeichnen pflegten, immer mehr von der Beschäftigung mit philosophischen Fragen ab und der Ausbeutung des Aberglaubens zugewendet. Wo wie in China im Glauben des Volkes so viele übernatürliche, zum großen Teil feindliche Kräfte die Ruhe des Menschen bedrohen, kann es nicht Wunder nehmen, daß derselbe sich nach Mitteln umsieht, die ihn vor denselben bewahren oder von ihnen befreien können. Wie überall hat er diese Mittel im Glauben gesucht und im Aberglauben gefunden. Es ist daher erklärlich, daß in China die Rolle des Exorcisten mehr den taoistischen Priestern als den buddhistischen zufällt und daß die ersteren nicht nur in Sagen und Legenden, sondern auch im täglichen Leben als mit übernatürlichen Kräften ausgerüstet erscheinen und als die Beschützer der sich an sie wendenden Gläubigen auftreten. Ihre Waffen sind das Schwert und der Fliegenwedel, die auch die Symbole von zwei der acht Unsterblichen (Genien) der Sekte sind. Wo sie nicht persönlich einschreiten können, thun sie dies mit Amuletten und Zaubersprüchen, die auf Papier geschrieben und mit allerhand Siegeln versehen an die Thüren, Fenster und Wände geklebt oder auch verbrannt und in Wasser aufgelöst innerlich genommen werden. An der Spitze der Hexenmeister und Exorcisten steht der taoistische Papst, wie er oft genannt wird, Chang Tien shi, der Lehrer des Himmels, der das Schwert vom Himmel erhalten hat und seine Abstammung, wenigstens geistig, von dem berühmten taoistischen Patriarchen Chang Tao ling, ableitet, der im Jahre 34 n. Chr. in der Provinz Chekiang

geboren wurde und im Alter von 123 Jahren zum Himmel aufstieg, um sich dort der Unsterblichkeit zu erfreuen. Chang Tao lings Nachkommen, resp. später die eines seiner Schüler Kau Kien che, sind heute noch in dem Besitz der Würde als Oberexorcisten und Vertreter der höchsten taoistischen Gottheit auf Erden. Viele Herrscher verschiedener Dynastien haben den Tien shi mit Ehren und Reichtümern überhäuft; er residiert, wo seine Vorfahren seit Jahrhunderten gelebt haben, auf dem Lung hu shan (Drachen- und Tiger-Berg) in Kiangsi, und obgleich der Tempel, der sein Palast war, von den Taipings zerstört wurde, ist er doch schon wieder in alter Pracht aufgerichtet worden. Einen besonderen Schmuck seiner Residenz bilden eine große Anzahl irdener, fest verschlossener, mit Amuletten beklebter Töpfe, in die er und seine Vorfahren von ihnen ausgetriebene böse Geister gebannt haben. Der gewöhnliche taoistische Priester fängt dergleichen Gesellen, die sich in Dampf verwandeln, in eine Flasche ein, die er zukorkt, ganz wie sein arabischer Bruder in Tausend und eine Nacht. Jetzt soll sich die Würde des „Lehrers des Himmels" durch Wiedergeburt fortsetzen wie bei den geistlichen Häuptern der lamaistischen Hierarchie.

In Zeiten geistiger Epidemien, wie z. B. in 1876, als Papiermännchen ihr Werk trieben, Erwachsenen und Kindern die Zöpfe abschnitten, Hühnern die Federn ausrissen und als Incubi die Menschen plagten und töteten, pflegen die taoistischen Exorcisten goldene Ernten zu halten und Millionen von papierenen Amuletten zu verkaufen, auf denen gereimte Sprüche und unleserliche Zeichen stehen. In 1876—77 gab es fast kein Haus, an dem nicht mehrere solcher Papiere angeklebt waren, und

Kinder, aber auch Erwachsene trugen dieselben häufig um ihre Zöpfe gewickelt.

Während die Taoisten sich so schon seit Beginn unserer Zeitrechnung immer mehr von der ursprünglichen Lehre entfernten und durch die Ausbeutung der dem Menschen innewohnenden Sehnsucht nach sinnlichen und übersinnlichen Genüssen Einfluß und Macht zu gewinnen suchten, brachte die in das 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung fallende Einführung des Buddhismus eine neue ausländische Lehre nach China, gegen welche die beiden alten inländischen, ganz besonders aber der Confucianismus, sich sofort wendeten.

Es würde zu weit führen, der Einzelheiten des Streits hier Erwähnung zu thun, umsomehr, da es sich im wesentlichen während der vielen Jahrhunderte, welche der Streit dauerte, um die Wiederholung derselben Argumente handelte. Während der Buddhismus dem Confucianismus vorwarf, daß er sich nur um dieses Leben, nicht um das Jenseits kümmere, führte der letztere die Vorschriften der kindlichen Liebe ins Feld, welche das Zurückziehen von der Welt und die Vernachläßigung der Erfüllung der durch die verwandtschaftlichen Beziehungen auferlegten Pflichten als unkindlich verurteilten. Uebrigens muß zu Ehren der Chinesen bemerkt werden, daß, wenn der Kampf gegen den Buddhismus und den Taoismus auch häufig die Form einer Verfolgung der Verbreiter dieser beiden Lehren annahm, diese Verfolgungen doch niemals den blutigen Charakter trugen, von dem die Geschichte des Christentums und des Mohammedanismus so viele Beispiele aufzuweisen haben. Tempel wurden allerdings zerstört, Klöster aufgelöst und die Insassen derselben in ihre Familien zurückgeschickt, aber blutige Opfer wurden der orthodoxen Lehre nicht gebracht und

auch von ihr nicht verlangt. Außerdem entwickelte sich bald ein nicht unerheblicher Unterschied in der Stellung, welche der Confucianismus dem Dogma oder der philosophischen Morallehre des Buddhismus gegenüber einnahm; während die orthodoxe Lehre fortfuhr, das erstere zu bekämpfen, nahm sie von der letzteren mehr und mehr an, bis schließlich selbst die Werke ihrer bedeutendsten Vertreter mit buddistischen Anschauungen und Ideen so stark versetzt wurden, daß man nicht umhin kann, wenigstens in dieser Beziehung dem Buddhismus einen durchschlagenden Erfolg zuzugestehen.

Zwischen Han Yü, der vor 1100 Jahren der Vorkämpfer des Confucianismus war, und Chu hi, der seit dem Ende des 13. Jahrhunderts offiziell als der Vertreter der orthodoxen Exegese angesehen wird, besteht ein Unterschied, wie er seiner Zeit zwischen dem strenggläubigen Rabbi in Jerusalem und den alexandrinischen Juden der neuen Schule vorhanden gewesen sein mag. Han yü wettert gegen die Ueberführung einer Reliquie Buddhas in den kaiserlichen Palast und fragt, was der Kaiser mit dem alten, vermoderten Knochen anfangen wolle; er schließt seine Philippika damit, daß er die Existenz der Gottheit des Buddhismus leugnet und dieselbe auffordert, wenn sie wirklich bestehe, als Beweis dafür ihn, ihren Gegner, zu vernichten. Es ist dies dasselbe Rezept, nach welchem Bradlaugh den Gott der Christen aufforderte, ihn, den Gottesleugner, zu zerschmettern, nur daß Bradlaugh als Sohn des demokratischen 19. Jahrhunderts die Sache dramatischer und, um offen zu sein, alberner machte, als der Chinese des 8., da er seine Forderung in einer Volksversammlung stellte und Gott nur fünf Minuten Zeit gab, ihn zu vernichten.

Der nachstehende Auszug aus der Paraphrase des allerdings einer späteren Zeit, dem Anfang des 18. Jahrhunderts angehörenden Heiligen Edikt, giebt ein deutliches Bild von der orthodoxen Beurteilung des Buddhismus und Taoismus.

„Von alters her, heißt es in demselben, haben drei Sekten bestanden; neben der der Gelehrten die der Buddhisten und der Taoisten. Das ganze Gerede der buddhistischen Priester zielt dahin, selig zu werden und ihrem Gründer, dem Buddha, gleich. Wenn ein Sohn seine Familie verläßt und ein Priester wird, so sagen sie, daß neun Geschlechter seiner Verwandten sicher seien, in den Himmel zu gelangen. Nun überlegt einmal ein wenig. Wo ist Buddha? Was ist Buddha? Buddha ist das Herz. Was heißt über die Bücher Buddhas nachdenken? Jede Stunde und jeden Augenblick an die Lenkung seines Herzens zu denken. Ist nur das Herz gut, so ist es Buddha. Darum heißt auch das erste Buch ihrer Sekte: „Der Weg des Herzens". Die Summe dessen, was dieser Weg des Herzens lehrt, ist, daß das Herz gerade, nicht krumm sein soll, wahr, nicht heuchlerisch, stark, nicht träumerisch. Neid, Zorn und Begierde, diese drei Uebel, müssen ausgerottet werden. Alles muß euch nur erscheinen, wie die Blume im Spiegel, wie der Mond im Wasser, dann werdet ihr frei von Furcht und Sorgen sein. Das heißt, das Herz vervollkommen. Darum sagt auch Chu tsze: Die Sekte des Buddha kümmert sich weder um Himmel oder Erde, noch um sonst etwas innerhalb des Weltalls, sondern denkt nur an ihr Herz. In dem Satz liegt die ganze ursprüngliche Lehre des Buddha. Was die Taoisten anbetrifft, so legen sie besonders Wert auf den Stein der Philosophen, mit dem

ſie Queckſilber feſtmachen und Blei in Gold verwandeln, Drachen und Tiger zähmen und wer weiß was für Arkana bereiten wollen, alles läuft aber auf die Kräftigung der animalen Geiſter hinaus und die Verlängerung des Lebens um ein paar Jahre; das iſt alles. Darum ſagt auch Chu tſze: Worauf es den Taoiſten beſonders ankommt, das iſt die Erhaltung des Lebensodems. In dem Satze liegt die ganze Lehre des Tao.

„Nun iſt es freilich wahr, daß die Perlen unter den buddhiſtiſchen Prieſtern, die in den Klöſtern auf den berühmten Hügeln wohnen und es wohl verſtehen, Lehren vorzutragen, das Ganze auf ein Wort, das Herz, zurückführen, und daß die braven Doktoren des Tao, die tief in den Schluchten und Höhlen der Berge nach der Erlangung der Unſterblichkeit ſtreben, alles in dem einen, der Wiedergeburt des Geiſtes zuſammenfaſſen; aber wenn wir uns die Sache genau anſehen, ſo iſt doch das ſich in die Einſamkeit Zurückziehen, wo es weder Menſchen noch den Rauch menſchlicher Wohnungen giebt, und mit untergeſchlagenen Beinen in tiefem Schweigen Daſitzen, weiter nichts, als die gegenſeitigen Verpflichtungen des Lebens mit der Wurzel ausreißen und zerſtören. Fern ſei es freilich von uns, zu behaupten, daß ſie nicht dem Buddha gleich werden oder den Rang der Unſterblichen erwerben könnten, aber wenn ſie es können, wer hat jemals die einen gen Himmel fahren oder die anderen am hellen Tage ihren Flug aufwärts nehmen ſehen? Das ſind alles nur Narrenspoſſen. Trotzdem glaubt ihr dummes Volk alles und laßt euch leicht etwas aufbinden. Seht euch nur die ſtrengen Prieſter des Buddha und die wiedergebärenden Doktoren des Tao an, die zu keinem vernünftigen Zweck die Beziehungen des menſchlichen Lebens

zerstören; sie sind nicht den Pflaum einer Feder wert für die Gesellschaft!

„Aber trotzdem sie immer selbstsüchtig waren und nur an das dachten, was ihre eigene Person anging, so hatten sie in alten Zeiten doch nicht die Absicht, irgend einem anderen zu schaden. Jetzt ist aber eine Klasse von Menschen unter ihnen aufgestanden, die ohne Mittel zum Lebensunterhalt oder Obdach sich an die Klöster hängen und ihre Wohnung in den Tempeln nehmen. Diese Menschen bergen den Namen Buddhas und erfinden eine Menge alberner Märchen über himmlische Paläste, unterirdische Höllen, Seelenwanderung und Vergeltung. Nach ihnen ist das Ehrenhafteste, einen Priester zu füttern, und freigebig gegen die Götter zu sein, das nennen sie auf dem Felde des Segens säen. Sie sagen: Gieb immer und du wirst immer haben! Und damit das Volk ihnen ja glaube, setzen sie hinzu: Verachte die Priester, verhöhne Buddha, verspotte die Gebote, weigere den Göttern die Verehrung, gieb keine Almosen, und du kannst sicher sein, daß du in die Hölle geschleudert werden wirst, daß der Donnerkeil dich treffen und der Blitz dich verzehren wird! Alle Arten von Märchen und Geschichten erzählen sie, um das Volk einzuschüchtern, damit es glaube, sich unterwerfe und zahle. Anfänglich schwindeln sie den Leuten nur ihr Geld ab, um es selbst in die Tasche zu stecken, dann aber gehen sie allmählich zu den größten Ungehörigkeiten über. Sie rufen — wie soll ich sie nennen — Versammlungen zum geschmückten Drachen, zur frommen Waise, zur reinen Blume zusammen, in denen sie mit den Glocken läuten, die Pauke schlagen, explicieren und kommandieren und Männer und Weiber zusammenbringen, die Tag und Nacht nicht auseinandergehen.

Freilich heißt es, daß die Leute zu guten Zwecken dieſe Verſammlungen beſuchen, aber jeder weiß, daß es gerade umgekehrt geſchieht, um Böſes zu thun.

„Ihr einfältiges Volk verſteht nicht das Falſche vom Wahren zu unterſcheiden! War nicht Buddha, nach dem was die Bücher über ihn ſagen, der erſtgeborene Sohn des Königs Fan? und doch zog er ſich aus der Welt zurück und floh allein auf den Gipfel der ſchneeigen Berge, um der Tugend zu pflegen. Wenn er nicht auf ſeinen eigenen Vater, ſeine Mutter, ſein Weib und ſeine Kinder Rückſicht nahm, ſeid ihr ſolche Narren zu glauben, daß er auf die große Menge Rückſicht nehmen und ihr ſeine Geſetze und Lehren verkünden wird? Das kaiſerliche Schloß, die Gemächer der Königin, den Thronſaal und die Feſthallen, das alles verachtete er, wäre es nicht wunderbar, daß er über die Nonnen- und Mönchsklöſter, die Tempel und kirchlichen Gebäude in Entzücken geraten ſollte, die ihr für ihn bauen könnt? Und wenn wirklich (wie die Taoiſten lehren) ein höchſter Gott im Himmel lebt, wäre es nicht ſeltſam zu glauben, daß er ſich dort nicht nach ſeinem eigenen Geſchmack ergötzen könne, ſondern daß Ihr ihm einen Körper von geſchmolzenem Golde herrichten müßt und ein Haus, in dem er wohnen könne?

„Alle die unſinnigen Geſchichten über Faſten und Kollekten, Tempelbauten und Stiftungen von Bildern ſind Erfindungen von herumlungernden, nichtsnutzigen Prieſtern und Mönchen, um euch Sand in die Augen zu ſtreuen, und doch glaubt ihr ſie und geht nicht allein ſelbſt, um in den Tempeln zu beten und zu räuchern, ſondern erlaubt auch euren Weibern und Töchtern dasſelbe zu thun. Mit ihrem Haar voll Pommade und

geſchminkten Geſichtern, in roten Kleidern mit grünen Beſätzen ziehen ſie hin, um Weihrauch in den Tempeln zu verbrennen und drängen ſich mit den buddhiſtiſchen und taoiſtiſchen Prieſtern Schulter an Schulter, Arm an Arm und gequetſcht von der wogenden Menge. Ich ſehe nicht, wo das Gute iſt, das ſie zu thun behaupten, im Gegenteil, ſie thun viele ſchändliche Dinge, die Aergernis bereiten und dem Volk Gelegenheit zu Hohn und Spott geben.

„Dann giebt's Leute, die in der Furcht, daß ihre guten Bübchen und Mädchen nicht lange leben möchten, ſie den Tempeln übergeben um Prieſter und Prieſterinnen des Buddha oder Tao zu werden, indem ſie vorausſetzen, daß, nachdem ſie ſie einmal aus ihren Häuſern entfernt und zu den Füßen des Großvaters Buddha niedergeſetzt haben, ſie dann ſicher ſind, ihnen das Leben zu verlängern. Kann es denn, ſo möchte ich fragen, behauptet werden, daß die, welche in unſerer eigenen Zeit Prieſter des Buddha oder Tao ſind, alle das Alter von 70 Jahren erreichen und daß kein Kurzlebiger unter ihnen iſt?

„Und wieder giebt's eine andere Klaſſe beſonders dummer Leute, die, weil ihre Eltern krank ſind, ſich ſelbſt vor den Göttern als Opfer geloben, daß, wenn ihre Eltern geſunden, ſie nach einem heiligen Berge ziehen wollen, um dort zu beten und Weihrauch zu verbrennen; ſie wollen ſich bei jedem Schritte niederwerfen, bis ſie auf die Spitze des Berges gelangen, von dem ſie ſich dann herabſtürzen. Wenn ſie ihr Leben dabei nicht einbüßen, ſo brechen ſie doch Arme oder Beine dabei. Sie ſelbſt ſagen: Unſer eigenes Leben herzugeben, um das unſerer Eltern zu retten, iſt der größte Beweis kindlicher Liebe. Die Umſtehenden preiſen ſie ebenfalls als gute

Kinder, aber sie bedenken nicht, daß in dieser Art, die eigenen Körper wegzuwerfen, die sie von ihren Eltern empfangen haben, im Gegenteil ein durchaus unkindliches Gemüt verrät.

„Ferner sagt ihr, daß die Buddha-Verehrung sehr einträglich sei; daß wenn ihr Papiernachbildungen von Geld verbrennt, Geschenke opfert und fastet, euer Gott Buddha alles Unglück von euch abwenden, eure Sünden auslöschen, eurer Glück vermehren und euer Leben verlängern werde. Denkt nur einmal nach. Seit alters her heißt es: Die Götter sind gut. Wäre Buddha so, wie könnte er dann gierig verlangen, daß ihr ihn mit eurem Goldpapier und euren Gaben zu gewinnen suchen sollt, damit er euch beschütze? Wenn ihr ihm kein Goldpapier verbrennt und keine Gaben auf seinem Altare niederlegt, wird Buddha euch zürnen und Strafen auf euch herabsenden. Dann ist ja aber euer Gott Buddha ein Lump! Nehmt z. B. euren Bezirksrichter. Solltet ihr ihm auch nie Höflichkeiten erweisen und ihm schmeicheln, so wird er euch doch, wenn ihr nur gute und fleißige Leute seid, die ihre Pflicht thun, großes Wohlwollen bezeugen. Ueberschreitet ihr aber die Gesetze, begeht Gewaltthätigkeiten und maßt euch die Rechte anderer an, so wird er, und wenn ihr auch tausend Mittel und Wege anwenden solltet, um ihm zu schmeicheln, doch mit euch unzufrieden sein und solches Gesindel aus der Gesellschaft zu entfernen wissen.

„Ihr sagt, daß eure Verehrung Buddhas euch Vergebung eurer Sünden verschaffe, aber setzt einmal voraus, daß ihr euch in irgend einer Beziehung gegen das Gesetz vergangen habt und in die Gerichtshalle geführt werdet, um bestraft zu werden; wenn ihr dann auch noch so

laut und viele tausend Male riefet: Gnädigster Herr Richter! glaubt ihr, daß der Richter euch deswegen schonen werde?

„Ihr wollt aber, um für jeden Fall gedeckt zu sein, ein paar buddhische und taoistische Priester zu euch einladen, damit sie die heiligen Bücher vorlesen und das Sündenbekenntnis ablegen, da ihr glaubt, daß das Vorlesen der Bücher das Elend vertreibe, Glück bringe und das Leben verlängere. Aber setzt einmal voraus, daß ihr euch damit begnügtet, die einzelnen Abschnitte dieses heiligen Edikts einige tausend- oder hunderttausendmale zu lesen, ohne danach zu handeln, meint ihr, daß des Kaisers Majestät davon besonders entzückt sein, euch mit Geld belohnen und euch im Amte befördern würde?"

Man sieht, sieben Jahrhunderte haben nichts in der Auffassung der chinesischen Gelehrten geändert, aber während die dogmatische Seite des Buddhismus wenig Gnade vor den Augen der orthodoxen Confucianer findet und fand, hat sich seit der Sung-Dynastie in der Schule, deren Haupt Chu hi ist, eine starke Hinneigung zu den buddhistischen und taoistischen philosophischen Spekulationen entwickelt, besonders wo es sich um kosmogonische Fragen handelt.

Zu gleicher Zeit mit dieser Hinneigung zu mystischen Spekulationen beschäftigten sich die Gelehrten des 12. Jahrhunderts mit der Lösung von Problemen, die uns als Spielereien erscheinen mögen, die aber nichtsdestoweniger die bedeutendsten Köpfe dieser bedeutenden Zeit in Anspruch nahmen und daher wenigstens eine Erwähnung verdienen.

Ho tu Loh shu, „der Plan des Ho und die Rolle des Loh" lautet die chinesische Bezeichnung für die

mythiſchen Ueberlieferungen, auf welchen angeblich der „Große Plan“ des Grafen von Ki beruht.

Der „Große Plan“ iſt der Titel eines der Schriftſtücke in dem Shu king, dem Buche der hiſtoriſchen Aufzeichnungen, das in acht Abteilungen Vorſchriften über die Art und Weiſe enthält, wie das Volk durch die Vollkommenheit des Fürſten und der ſich daraus ergebenden Vortrefflichkeit der Regierung glücklich und zufrieden gemacht werden könne. Das Schriftſtück wurde angeblich gegen Ende des 12. Jahrhunderts v. Chr. dem Kaiſer Wu durch den Grafen von Ki mitgeteilt, der, obgleich von dem letzten Herrſcher der Shang-Dynaſtie eingekerkert, doch die gelobte Treue halten und dem neuen Kaiſer nicht huldigen wollte, ſondern, als er von demſelben in Freiheit geſetzt worden war, nach Korea flüchtete, mit welchem Lande ihn Wu ſchließlich belehnt haben ſoll.

In dem Confucius zugeſchriebenen Teile des Kommentars zum Iking heißt es: Der gelbe Fluß (Ho) brachte den Plan hervor und der Loh-Fluß die Rolle; in den „Geſprächen“ ſagt Confucius, der Fluß bringt keinen Plan mehr hervor, und an einer anderen Stelle findet man: Der Fluß brachte des Pferdes Plan hervor.

Auf dieſen Grundlagen baute Kung Ngan Kwoh, ein Nachkomme des Confucius im zwölften Gliede, der im 2. Jahrhundert v. Chr. bei der Wiederauffindung und Erklärung der kanoniſchen Werke eine große Rolle ſpielte, die Geſchichte auf, daß ein Drachen (geflügeltes) Pferd aus den Wogen des gelben Fluſſes aufgeſtiegen ſei und auf ſeinem Rücken ein Arrangement von Symbolen gezeigt habe, aus welchem der (fabelhafte) Kaiſer Fu hi das Syſtem der Pa kwa (acht Trigramme) abgeleitet habe, ſowie daß eine göttliche Schildkröte dem weiſen Yü eine

Rolle gezeigt, die mit aus den Zahlen eins bis neun bestehenden Zeichen beschrieben gewesen sei, aus denen Yü dann die Grundlage seiner neunfachen Philosophie gemacht habe.

Seit der Han-Dynastie hatten sich die chinesischen Gelehrten über diese beiden mystischen Offenbarungen den Kopf zerbrochen, aber unter der Sung-Dynastie wurde zum erstenmal während der Regierung des Kaisers Hwei Tsung, 1106—1125, der Versuch gemacht, die Symbole bildlich darzustellen und aus ihnen die Grundlage einer tiefsinnigen oder kindischen Philosophie der Zahlen, beide Anschauungen haben ihre Vertreter, herzuleiten. Unter den Sung wurde die Frage aber schon ernst genommen und nur ein einziger Gelehrter dieser Zeit, An yang sin, der von 1017—1072 lebte, hat es gewagt, die Existenz des Pferdeplanes und die Schildkrötenrolle zu leugnen.

Die nächsten Jahrhunderte hielten an den Kommentaren Chu his und seiner Schule fest; erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts begann sich die eingeborene Kritik gegen dieselben aufzulehnen, und kurze Zeit vor dem Sturze des letzten Ming-Kaisers richtete eine Anzahl namhafter Gelehrten an denselben die Bitte, die älteren Texte und Kommentare den Staatsprüfungen zu Grunde legen, d. h. mit dem Einfluß buddhistischer und taoistischer Lehren auf den Staatsconfucianismus brechen zu wollen. Die mit dem Untergang der Ming-Dynastie und der Eroberung Chinas durch die Mandschuren verbundenen Kämpfe und Unruhen ließen die Idee nicht zur Ausführung kommen, aber sie zählt noch zahlreiche Anhänger unter den chinesischen Litteraten, wenn sie auch in neuerer Zeit keinen gewissermaßen offiziösen Ausdruck in einem

Proteſt derſelben gegen die Beibehaltung der immer noch als othodox geltenden Chuhi'ſchen Erklärungen gefunden hat.

Die jetzt in China regierende manſchuriſche Dynaſtie hat mehr als irgend eine ihrer Vorgängerinnen für die Erhaltung und Unterſtützung des Confucianismus gethan, wie ſchon erwähnt, in dem unzweifelhaft richtigen Gedanken, durch die ſo dem, was dem Chineſen am teuerſten iſt, erwieſene Ehrfurcht, die Fremdherrſchaft weniger drückend erſcheinen zu laſſen. Sie hat aber auch mehr als eine der früheren Regierungen den Confucianismus für ihre Zwecke benutzt und die Lehren desſelben den Staatszwecken dienſtbar gemacht. Der prägnanteſte Ausdruck dieſer Politik iſt das von dem Kaiſer Kang hi in 1670 veröffentlichte ſogenannte „heilige Edikt", das in 16 Sätzen alles zuſammenfaßt, was der Unterthan zu befolgen hat. Es waren wahrſcheinlich zum Teil auf taoiſtiſche Lehren zurückzuführende politiſche Umtriebe geheimer Geſellſchaften, welche den Kaiſer zu dieſer von ihm im Alter von 16 Jahren vorgenommenen Kundgebung veranlaßten. Der Grund, welchen er für dieſelbe angab, war, „daß die Sittlichkeit ſeit einiger Zeit täglich abgenommen habe und die Herzen der Menſchen nicht mehr dieſelben ſeien wie früher. Als Vater ſeines Volkes wolle er daher in wenigen kurzen Sätzen die Grundſätze zuſammenfaſſen, die ſeinen Unterthanen zur Richtſchnur in allen Beziehungen des Lebens dienen ſollten und deren Befolgung ſie ſelbſt gut und glücklich, ihm aber zum Herrſcher eines zahlreichen, gut genährten und gebildeten Volkes machen würden."

Das Edikt ſollte am 1. und 15. jeden Monats überall öffentlich verleſen werden, was auch heute noch

in der Weise geschieht, daß eine der Sentenzen vorgelesen, erklärt und ausgelegt wird. Außer den dienstlich dazu verpflichteten Beamten sind aber gewöhnlich nur wenige Zuhörer zugegen. Versuche, diesen Vorlesungen einen größeren Zuhörerkreis zu verschaffen, sind wiederholt gemacht worden, so vor einigen Jahren in Canton, um den Missionaren entgegenzuwirken.

Jede Sentenz besteht aus sieben Zeichen, von denen die ersten drei die Vorschrift, die letzten drei den durch die Befolgung zu erreichenden Zweck enthalten, eine in China durchaus gebräuchliche Verbindung der Nutzanwendung mit der Lehre, während das vierte Zeichen in jedem Satz dasselbe ist und „um" oder „damit" bedeutet.

Zu jeder der 16 Sentenzen schrieb der Kaiser Yung cheng, der Sohn und Nachfolger Kang his, in 1724 eine Amplifikation, welche dann selbstverständlich bei den öffentlichen Vorlesungen an die Stelle der früheren Erklärungen trat. Eine noch ausführlichere Paraphrase wurde später von einem Salzkommissar in Shensi, Wang Yü po, veröffentlicht, die als ein wahres Meisterwerk in ihrer Art bezeichnet werden kann, da sie allgemein verständlich und durch die Einflechtung von vielen historischen Beispielen, Citaten und Sprichwörtern ebenso belehrend wie unterhaltend ist. Die vorangeführte Philippika gegen Buddhismus und Taoismus ist ihr entnommen. Auch sonst sind vielfach Versuche gemacht worden, das „heilige Edikt" zu popularisieren. In 1681 gab ein Distrikts-Magistrat in Anhui, Liang Yen nien, ein Werk mit 260 Bildern heraus, die mit den dazugehörigen Geschichten bestimmt sind, die Vorschriften des Kaisers zu erläutern und zu illustrieren. In 1879 wurde ein anderes ähnliches Werk in Shanghai

von einem chinesischen photolithographischen Institut veröffentlicht und in Canton besteht eine versifizierte Paraphrase des Edikts.

Die einzelnen Sentenzen lauten:

1) Beachtet die kindlichen und brüderlichen Pflichten, damit die gegenseitigen Beziehungen des Lebens ordentlich gewahrt werden.
2) Achtet die Verwandten, um die Vorzüge guten Einvernehmens zu zeigen.
3) Lebet in gutem Einverständnis mit euern Nachbarn, um (Rechts-)Streitigkeiten zu vermeiden [1].

---

[1] In China giebt es keinen gesetzlich anerkannten Advokatenstand und dieser Mangel hat, wie dies anders kaum der Fall sein konnte, eine Menge Winkeladvokaten geschaffen, die wenig Achtung, aber darum nicht weniger Einfluß bei den Dummen, die ja überall die Majorität bilden, besitzen. In der Paraphrase zu dieser Sentenz heißt es: „Die Leute (im Dorfe) sind von Natur alle gut; wahrscheinlich sind höchstens einer oder zwei unter ihnen, die sich nicht um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern, sondern Winkeladvokaten („kahle Stöcke" ist der chinesische recht bezeichnende Ausdruck für diese Klasse von Menschen) werden wollen und sich darum an die Beamten in den öffentlichen Aemtern heranmachen, um ein paar halb verstandene, halb unverstandene Phrasen aufzuschnappen, gerade genug, um eine Anklage vorbringen zu können. Sie reden gegen ihre eigene bessere Ueberzeugung, um andere dumm zu machen. Solche Menschen setzen sich in den Dörfern fest und hetzen die Leute zum Prozessieren auf und nachher laufen sie von einem zum andern und beschwindeln sie um Geld und Schnaps. Sie sind immer unterwegs und haben nur eine Redensart im Munde: ‚Du mußt deine Würde wahren und lieber dein Geld als deinen Ruf verlieren.' Das dumme Volk, das sie bethören, wird in tiefes Wasser gelockt und weiß nicht einmal, daß es unrecht

4) Pflegt Ackerbau und Maulbeerbaumzucht, um hinreichende Nahrung und Kleidung zu haben.
5) Seid sparsam, um unnütze Ausgaben zu vermeiden.
6) Haltet das Studium der Wissenschaften hoch, um die Schüler auf den rechten Weg zu leiten.
7) Erniedrigt falsche Lehren, um die wahre Lehre zu erhöhen[1].

---

gethan hat, auf sie zu hören. Dies Advokatengesindel macht seine schändlichen Pläne, Leute gegen einander aufzuhetzen, oder versucht sie einzuschüchtern; sie nehmen entweder die Manier der Freundschaft an und führen die Leute doch in Gefahr, oder sie borgen die Sprache der Gerechtigkeit und wollen doch nur ihre eigenen Zwecke durchsetzen. Nach den Gesetzen sind sie des Todes schuldig; die Gerechtigkeit hat keine Entschuldigung für sie und wenn das Maß ihres Verbrechens voll ist, wird ihr Elend groß sein; die Strafe für ihre Schändlichkeiten wird sie dann ereilen. Denkt einen Augenblick nach. Habt ihr je gehört, daß einer von diesen Winkeladvokaten ein natürliches oder gutes Ende genommen hätte?"

[1] Was die Paraphrase dieser Stelle über Buddhismus und Taoismus sagt, ist bereits angeführt worden, aber auch das Christentum, d. h. der katholische Glauben wird in ihr erwähnt.

„Selbst die Lehre der Sekte des Herrn des Himmels (wie der Chinese die katholische Religion bezeichnet), die über den Himmel redet und über die Erde schwatzt und über Dinge ohne Schatten und Substanz, ist falsch und verderbt. Aber weil die Lehrer dieser Sekte Astronomie verstehen und in der Mathematik bewandert sind, verwendet die Regierung sie dazu, den Kalender zu verbessern. Das beweist aber noch lange nicht, daß ihre Religion eine gute sei. Ihr sollt ihnen um keinen Preis Glauben schenken. Das Gesetz ist aber streng gegen alle diese falschen Sekten. Die Strafe, die sie trifft, ist dieselbe wie gegen die männlichen und weiblichen Zauberer. Die Regierung hat dies Gesetz erlassen, um das Volk zu verhindern, Böses zu thun und es zu ermutigen, Gutes zu thun, von Verderbtheit zu

8) Erklärt die Gesetze, um die Unwissenden und Hartnäckigen zu warnen.
9) Seid höflich und nachgiebig, um die Sitten zu verbessern.
10) Bleibt euren wesentlichen Beschäftigungen treu, damit der Wille des Volks unveränderlich sei[1].
11) Weist die Jugend an, damit sie verhindert werde, Böses zu thun.
12) Unterlaßt alle falschen Anschuldigungen, damit die Unschuldigen beschützt werden.
13) Warnt alle, Deserteure (d. h. aus den Bannern) bei sich aufzunehmen, damit sie nicht in die Bestrafung derselben verwickelt werden.
14) Bezahlt eure Steuern, damit ihr nicht häufig gemahnt zu werden braucht.

---

weichen und zur Wahrheit zurückzukehren, Gefahr zu meiden und Ruhe zu gewinnen."

Dieser Satz ist eins der wesentlichsten Hindernisse, welche der Duldung des Christentums im Wege stehen und dies voraussichtlich auch noch für längere Zeit thun dürften.

[1] D. h. jeder, der Gelehrte, der Landmann, der Handwerker, der Kaufmann haben ihre eigene Beschäftigung, an der sie festhalten sollen. Thun sie das nicht, so fehlt ihnen Stätigkeit, und wenn sie auch den ganzen Tag arbeiten, bringen sie es doch zu nichts. Darum muß jeder an dem, was er einmal begonnen hat, fest halten.

Außer den vier angeführten Klassen giebt es noch Soldaten — und neben diesen fünf Klassen eine weitere von armen Leuten, die weder Land zum Bebauen, noch Geld zum Handeltreiben besitzen und die kein Handwerk gelernt haben. „Ihr könnt nicht anders, als euch als Taglöhner vermieten, heißt es, um euren Lebensunterhalt zu gewinnen; eure Rücken und eure Schultern müssen tragen, aber seid nur ehrlich und fleißig, und es wird euch weder an Essen noch an Kleidung fehlen."

15) Vereinigt euch zu Zehnern und Hunderten, um Raub und Diebstahl auszurotten[1].

16) Seid verträglich, damit das Leben geachtet werde (d. h. beim Streit keine Verwundungen und Totschläge vorkommen.)

Der gesunde Menschenverstand, der in den angeführten Stellen aus den Werken orthodoxer Philosophen einen so breiten Platz einnimmt, ist, wenn man von allerhand Schnörkeln und Verzierungen und den erst später hinzugekommenen Spekulationen buddhistischer und taoistischer Metaphysik absieht, auch der Grundzug der heute als Confucianismus den gesamten Organismus der chinesischen Gesellschaft, von der Familie bis zum Staate durchsetzenden Philosophie. Trotz aller abergläubischen Auswüchse, die aus dem Buddhismus und Taoismus hervorgegangen sind, oder sich im Anschluß an dieselben aus der alten Staatsreligion entwickelt haben und die in den höchsten wie in den niedrigsten Schichten der Bevölkerung denselben Einfluß ausüben, ja sich vielfach offizieller Anerkennung erfreuen, lag und liegt im Staats-Confucianismus ein hohes civilisatorisches Element, das unzweifelhaft familien- und staatserhaltend gewirkt hat und noch

[1] Je 10 resp. 100 Familien bilden eine Vereinigung, die solidarisch für das Verhalten ihrer Mitglieder verantwortlich sind. So wurden z. B. bei Bestrafung wegen Beherbergung von Deserteuren die fünf rechts und links von dem betreffenden Hause wohnenden Hauseigentümer und deren Familien mitbestraft. In 1891 wurde während des Aufstandes in der Mongolei die Organisation wieder in Erinnerung gebracht und scharf durchgeführt. An jedem Hause mußte eine Tafel befestigt sein, auf welcher die Namen aller Bewohner desselben verzeichnet waren.

wirkt. Dem Einfluß dieser von jeder Roheit und Unsittlichkeit freien Lehren auf die es umgebenden Völker hat China es zu verdanken gehabt, daß seine Philosophie denselben gegenüber die Rolle gespielt hat, die Europa gegenüber dem klassischen Altertum und der christlichen Religion zugefallen ist. Mit den Tugenden seiner Civilisation haben die Nachbarn freilich auch die Fehler derselben, die sich im Laufe der Jahrhunderte immer stärker entwickelnde Abschließung gegen äußere geistige Einflüsse und die sich daraus ergebende Ueberhebung angenommen, aus welch letzterer sich dann die stagnierenden Zustände ergeben mußten, denen wir in China, Annam und Korea begegnen, und denen nur Japan, vielleicht infolge der Beimischung andern als mongolischen Blutes wenigstens zeitweise entgangen ist. Welche Vorwürfe man aber auch der chinesischen Philosophie als dem maßgebenden Element nach dieser Richtung hin machen kann, so darf man nicht verkennen, daß es ihr Einfluß gewesen ist, der China vor vielen Erscheinungen bewahrt hat, deren die westländische rascher fortschreitende Kultur sich nicht zu erwehren gewußt hat. Erscheinungen wie die Inquisition und der Anarchismus und die Glorifikation derselben durch weite Klassen der Bevölkerung sind ihr erspart geblieben, und wenn die praktischen Ergebnisse nicht immer den theoretischen Lehren entsprochen haben, und wo wäre dies überhaupt je der Fall gewesen, so hat wenigstens die confucianische Richtung der chinesischen Philosophie die Aufgabe verstanden und erfüllt, an der Lösung der Fragen des täglichen Lebens mitzuwirken und so das Eigentum der ganzen Masse des Volkes statt einzelner hervorragender Geister zu werden. Dem Pessimismus und Cynismus

gegenüber, der sich in der zeitgenössischen europäischen Philosophie breit macht und seinen zersetzenden und vergiftenden Einfluß ausübt, wird eine Beschäftigung mit der hausbackenen Weltweisheit der alten Chinesen nur eine mäßigende und damit nicht unvorteilhafte Wirkung ausüben können.

Bei dem Einfluß, den die philosophischen Lehren auf die Denk- und Handlungsweise des ganzen chinesischen Volkes seit den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart ausgeübt haben und voraussichtlich fortfahren werden, auch in Zukunft auszuüben, ist neben einer Kenntnis dieser Lehren auch diejenige der Werke erforderlich, in welchen dieselben überliefert worden sind. Eine kurze Erwähnung der Namen, der Verfasser, des Inhalts der Werke und der Zeit, welcher dieselben zuzuschreiben sind, wird daher voraussichtlich für alle diejenigen von Interesse sein, die sich nicht ausschließlich mit der Beobachtung der auf der Oberfläche liegenden Erscheinungen begnügen wollen.

Die Chinesen selbst sprechen oft von den „fünf King" und „vier Shu", von denen die ersteren als die kanonischen, heiligen Bücher, richtiger aber als die großen Klassiker, die letzteren als die vier Bücher, d. h. der vier Philosophen, oder besser als die vier kleinen Klassiker bezeichnet werden können.

Die großen Klassiker sind nach dieser Einteilung:

1) das I king, das Buch der Verwandlungen,
2) das Shu king, das Buch der historischen Aufzeichnungen,
3) das Shi king, das Buch der Lieder,
4) das Li ki, das Buch der Ceremonien,

5) das Chun chiu, die Chronik des Confucius mit der Geschichtserzählung des Tso chiu ming.

Die kleinen Klassiker:

1) das Lun yü, die Gespräche des Confucius,
2) das Ta hio, die große Lehre,
3) das Chung yung, die unveränderliche Mitte,
4) die Werke des Mencius.

Aber weder die Zahl der klassischen Bücher, noch die Werke, welche zu denselben gerechnet wurden, nicht einmal die Bestandteile der einzelnen Werke oder ihre Namen, sind immer dieselben gewesen; es hat fünf, sechs, neun, zehn und dreizehn „King" gegeben, während diese Bezeichnung selbst erst seit der Han-Dynastie, den letzten beiden Jahrhunderten vor dem Beginn unserer Zeitrechnung für alle die Bücher gebräuchlich geworden ist, welche als kanonisch und von unangreifbarer Autorität anzusehen seien. Unter der jetzigen, mandschurischen Dynastie, welche seit 1643 in China herrscht, wird außer der Bezeichnung der fünf King und vier Shu auch häufig die von dreizehn King „klassischen Werken" gebraucht. Es sind dies:

1) das Buch der Verwandlungen,
2) das Buch der historischen Aufzeichnungen,
3) das Buch der Lieder,
4) das Chau li, das Buch über die Staatseinrichtungen unter der Chau-Dynastie,
5) das Jli, das Buch der Gebräuche,
6) das Buch der Ceremonien,
7) die Chronik des Confucius mit der Geschichtserzählung des Tso chiu ming,
8) dieselbe mit der Geschichtserzählung des Kung yang,

9) dieſelbe mit der Geſchichtserzählung des Ku liang,
10) die Geſpräche des Confucius,
11) die Schriften des Mencius,
12) das Hſiao King, das Buch von der kindlichen Liebe,
13) das alte Wörterbuch Urhya.

Nicht mit unter dieſen 13 aufgeführt; aber ſonſt auch zu den klaſſiſchen Werken gezählt, ſind noch:

14) das Ta hïo, die große Lehre,
15) die unveränderliche Mitte,
16) die Bambusbücher.

Was die Entſtehung, die Verfaſſer und teilweiſe ſelbſt den Inhalt dieſer Werke anbetrifft, ſo beſtehen darüber, da faſt kein einziges derſelben unverſehrt direkt überliefert worden iſt und die Texte ſelbſt vielfach bei der Wiederauffindung teilweiſe unverſtändlich waren, faſt ebenſoviele Anſichten, als ſich Kritiker, d. h. chineſiſche, mit dieſen Fragen beſchäftigt haben. Was dem einen unzweifelhaft erſcheint, wird von dem anderen mit gleicher Beſtimmtheit verworfen, und ſelbſt die während langer Zeit als maßgebend angeſehenen exegetiſchen Arbeiten Chu hïs und ſeiner Schule im 12. Jahrhundert ſind unter der jetzigen Dynaſtie vielfach angegriffen worden; ſie ſtellen aber noch immer die offizielle orthodoxe Auffaſſung dar und werden bei den ſtaatlichen Prüfungen zu Grunde gelegt. Die nachſtehenden Angaben enthalten ſo weit als möglich und in kürzeſter Form das weſentlichſte der jetzt allgemein gültigen Anſichten über die klaſſiſchen Werke.

1) Das Iking, Buch der Verhandlungen.

Das Iking ist ein Buch, bestimmt die für Wahrsagezwecke gebrauchten, aus ganzen und gebrochenen Linien zusammengesetzten 8 Trigramme, sowie die aus diesen letzteren entwickelten 64 Hexagramme zu erklären. Die Zeichen selbst sind unzweifelhaft älter als das 13. Jahrhundert v. Chr. Die kurzen Erklärungen zu den Hexagrammen und die Ausführungen über die einzelnen Teile, aus welchen dieselben zusammengesetzt sind, sollen von Wen Wan (1251—1135 v. Chr.), dem Vater des ersten Kaisers der Chau-Dynastie, und Chau Kung, dem Bruder des letzteren, herrühren. Die weiteren 10 Abteilungen des Werkes werden wahrscheinlich irrtümlicherweise dem Confucius zugeschrieben.

Auf den unvoreingenommenen Beurteiler machen die ältesten Teile des Iking den Eindruck eines Zeichendeuterbuchs, von wenig mehr Wert und Bedeutung, als solchen Arbeiten im allgemeinen zugeschrieben werden dürfte, und erst in den in dem letzten, gewissermaßen exegetischen Teil des Werkes enthaltenen Abhandlungen wird der Versuch gemacht, dem ursprünglich geomantischen Verfahren und Erläuterungen eine philosophische Bedeutung unterzulegen, was wohl umsoweniger überraschen kann, als ja auch bei anderen Völkern Alchimie, Astrologie und andere schwarze Künste stark mit philosophischer Symbolik und Mysticismus vermischt sind.

Der interessanteste Teil des Werkes, dem auch Leibnitz eine wohl über seinen Wert hinausgehende Bedeutung beilegte, ist unbedingt die dritte der letzten Abhandlungen (Abteilung 5 und 6), welche neben eingehenderen Nachrichten über die Art und Weise der Zeichendeutung eine

reiche Fundgrube antiquarischer Notizen und spekulativer Philosophie enthält.

Confucius legte dem Iking den größten Wert bei; dreimal haben die Lederriemchen ersetzt werden müssen, die die Bretter zusammenhielten, auf welche sein Exemplar eingeritzt war, und er pflegte zu sagen, daß wenn er 50 Jahre dem Studium des Iking widmen könnte, er hoffen dürfte, dahin gelangt zu sein, keine großen Fehler zu besitzen. Bei dieser Verehrung, welche Confucius und seine Anhänger für das Werk besaßen, ist es doppelt bemerkenswert, daß sich schließlich die Taoisten der Auslegung desselben vollständig bemächtigt haben, und daß der jetzt amtlich als orthodox anerkannte Kommentar des Iking von dem Taoisten Ch'èn tw'an stammt, der, nachdem er einige Zeit am Hofe Tai tsungs, des zweiten Kaisers der Sung-Dynastie (976—997) gelebt hatte, von dem er berufen worden war, um ihn in den geheimen Wissenschaften zu unterrichten, sich in die Einsamkeit zurückzog, um dort zu sterben.

Als auf die Wahrsagekunst bezüglich, wurde das Iking bei der Zerstörung der Bücher unter Tsin Shi Hwangti verschont, trotzdem war ein Teil des, wie erwähnt, angeblich von Confucius stammenden Kommentars verloren gegangen und wurde erst in der Zeit zwischen 72—48 v. Chr. unter ziemlich romantischen Umständen von einem Mädchen in den Ruinen eines alten Hauses gefunden.

2) Das Shu king, Buch der historischen Aufzeichnungen.

Das Shu king, wie es heute besteht, enthält die Ueberreste einer einst viel umfangreicheren Sammlung historischer Episoden und Dokumente aus den Jahren

2357—627 v. Chr. An der Authenticität der aus der Zeit von 2197 v. Chr. an herſtammenden wird im allgemeinen nicht gezweifelt, während mit Bezug auf die vorhergehenden angenommen wird, daß dem oder den Verfaſſern ältere Schriftſtücke zur Verfügung geſtanden hätten, aus denen ſie geſchöpft haben. Die höchſt geiſtreiche und wohl unzweifelhaft zutreffende Erklärung, welche Prof. Frh. v. Richthofen von einem dieſer älteſten Stücke, dem Tribut von Yü, gegeben hat, beweiſt, welche Fundgrube wichtiger Aufſchlüſſe ſich in dem Werke noch für diejenigen befinden dürfte, die den Mut haben, ſich von den Feſſeln der chineſiſchen Kommentatoren freizumachen, denen ſich leider auch die meiſten fremden Ueberſetzer angeſchloſſen haben.

Was die Glaubwürdigkeit des Shu anbetrifft, ſo ſagt Mencius, daß es viel beſſer ſein würde, das Shu king überhaupt nicht zu beſitzen, als demſelben unbedingten Glauben zu ſchenken. Confucius, dem auch das Shu king irrtümlicherweiſe zugeſchrieben wird, citiert dasſelbe wiederholt.

Ein Teil des jetzt als orthodox angeſehenen Textes wird von den beſten Kritikern für apokryph gehalten; was vorhanden iſt, beſteht aus einzelnen Stücken, die bei der Zerſtörung der Bücher gerettet und dann auf mehr oder weniger wunderbare Weiſe wieder aufgefunden worden ſind.

3) Das Shi king, Buch der Lieder.

Auch das Shi king wird ebenfalls unberechtigterweiſe dem Confucius zugeſchrieben, freilich zum erſtenmal 400 Jahre nach ſeinem Tode; es ſcheint umſoweniger Veranlaſſung vorzuliegen, der Angabe Sze ma tſiens, der ſie bringt, Glauben zu ſchenken, als ſchon vor Confucius vieler Lieder unter denſelben Bezeichnungen wie ſpäter Erwähnung geſchieht.

Das Shi king entging ebenfalls nicht der Zerstörung unter der Tsin-Dynastie, aber da viele die Lieder und Gesänge desselben auswendig kannten, wurde es schnell wieder hergestellt.

In seiner heutigen Gestalt besteht das Werk aus 305 Stücken in vier größeren Abschnitten, von denen die erste 160 Lieder, Spottlieder, Gassenhauer, Liebes- und Volkslieder enthält; in der zweiten Abteilung befinden sich 74 Festgesänge, die ursprünglich für den kaiserlichen Hof bestimmt waren, später aber auch an den Fürstenhöfen gesungen wurden; in der dritten 31 Gesänge, die ebenfalls am Kaiserhofe bei den den Lehensfürsten gegebenen Festen zum Vortrag kamen, und in der vierten 40 Gesänge, die bei den Ceremonien im Ahnensaal und bei den Opfern gebraucht wurden.

Von den Liedern sollen 108 aus der Zeit von 1765—1076 v. Chr., weitere 156 aus den Jahren 1076—696, und der Rest aus von diesem letzten Jahre bis 585 v. Chr. stammen; Angaben, die der Wahrheit sehr nahe kommen dürften.

Das Shi king enthält viele dichterische Schönheiten ersten Ranges, obgleich die chinesischen Kommentatoren und im Anschluß an dieselben leider auch einige der fremden Uebersetzer ihr möglichstes gethan haben, den Sinn der besten Stücke zu verballhornisieren, indem sie sie als Satyren auf unsittliche Zustände oder als abschreckende Schilderungen solcher bezeichnet haben.

4) Das Chauli, die Staatseinrichtungen der Chau-Dynastie.

Das angeblich von Chau kung im 12. Jahrhundert v. Chr. verfaßte Werk besteht in seiner heutigen Gestalt

wahrscheinlich aus einigen alten Teilen und späteren apokryphen Zusätzen aus der Han-Dynastie. Das Chauli wurde von der Tsin-Dynastie mit ganz besonderem Hasse verfolgt und wurde erst im Jahre 40 v. Chr. durch einen der kaiserlichen Bibliothekare veröffentlicht, der damals schon einen der verloren gegangenen Teile, das Buch der Handwerker, neu hinzufügte.

Das Werk enthält gewissermaßen den Hof- und Staatskalender der Chau unter Aufführung der verschiedenen Aemter, der Zahl der Titulare und der Funktionen desselben.

5) Das Ili, Buch der Gebräuche.

Anführungen von Stellen aus dem Ili finden sich zuerst bei Mencius, im 4. Jahrhundert v. Chr., es kann aber wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß ein Teil der in dem Werke enthaltenen Vorschriften über das Verhalten bei besonderen Veranlassungen zu Zeiten des Confucius, resp. vor demselben bestanden hat. Nach der Vernichtung der Bücher kam im 2. Jahrhundert v. Chr. ein Text des Ili und bald darauf ein zweiter zum Vorschein, aus denen der des heutigen Werkes zusammengesetzt ist. Der Titel „Ili" stammt erst aus der Han-Dynastie.

6) Das Liki, Buch der Zeremonien.

Das Liki ist das dritte und jüngste der Werke, in deren Namen das Zeichen „li" (Gebräuche) vorkommt, aber während das Ili und Chau li wenigstens teilweise aus der Zeit von 1000 Jahren v. Chr. stammen, ist das Liki eine Arbeit der Han-Dynastie und wohl kaum vor dem 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung vollendet worden. Das Liki enthält die älteren Kommentare über die im

Jli behandelten Materien und ist in seiner heutigen Form ein Werk des jüngeren Taē, dessen Onkel, der ältere Taē, bereits vor ihm ein „Ta Taē li", die Gebräuche des älteren Taē, bekanntes Werk herausgegeben hatte. Dieses letztere, welches sich unter der Han-Dynastie keines besonderen Rufes erfreute, ist durch neuere Kritiker wieder mehr zu Ehren gekommen; es enthält u. a. den Kalender der Hsia-Dynastie, der, wenn er echt ist, astronomische Daten geben würde, die 2000 Jahre älter als unsere Zeitrechnung wären.

7) 8) 9) Das Chun chiu, die Chronik des Confucius.

Das Chun chiu, eigentlich Herbst und Frühling, und da hier der Teil für das Ganze, zwei Jahreszeiten für vier stehen, „Jahrbuch", d. h. Chronik des ganzen chinesischen Reichs von 722—484 v. Chr., nach der Chronologie der Fürsten von Lu geordnet, wird von Mencius und seitdem Confucius zugeschrieben. Das Werk ist trotz des überschwenglichen Lobes, welches die chinesischen Kommentatoren für dasselbe haben, eine trockene, ungenaue und unvollständige Arbeit. Confucius hat, wenn er der Verfasser des Werkes ist, in demselben ganz eigentümliche Principien zur Anwendung gebracht, indem er Personen und Thatsachen, die sich seines Beifalls nicht erfreuten, einfach fortläßt. Das magere Skelett der Chronik gewinnt erst Leben durch die drei Geschichtserzählungen von Tso chiu ming, Kung yang und Ku liang, von denen namentlich die erstere eine Fülle der interessantesten Einzelheiten enthält. Die Erzählungen oder Kommentare sollen mündlich überliefert und erst unter der Han-Dynastie niedergeschrieben worden sein; über die Kommentatoren,

die von manchen Kritikern sogar für mythische Personen gehalten werden, ist nichts bekannt.

10) Das Lun yü, die Gespräche des Confucius, angeblich von den Schülern der Schüler desselben verfaßt und heute im wesentlichen in der Form erhalten, in der es im 2. Jahrhundert v. Chr. bestand. Es enthält ohne chronologischen oder sonstigen Zusammenhang nebeneinander gestellte Aeußerungen oder Antworten des Weisen auf Fragen seiner Schüler oder anderer Personen, und in einigen Abschnitten, besonders im zehnten, eine eingehende Beschreibung seiner äußeren Haltung und Lebensgewohnheiten.

11) Die Werke des Mencius.

Ueber die Autorschaft derselben, die sieben Bücher oder Abschnitte umfassen, sind die Ansichten geteilt, einige schreiben sie dem Meister selbst zu, der von 371—288 v. Chr. lebte, andere seinen Schülern, und noch andere ihm in Gemeinschaft mit denselben. Bei der Vernichtung der Bücher sollen die Schriften des Mencius verschont worden sein, vielleicht weil derselbe die Kaiserwürde als dem Würdigsten gehörend bezeichnet und damit gewissermaßen gegen die Chau-Dynastie Stellung genommen hatte, die später den Thron an die Fürsten von Tsin verlor.

Trotz der Beachtung, die Mencius von seiten der Kommentatoren zuteil geworden, wurden die Werke desselben doch erst in 1088 n. Chr. unter die klassischen aufgenommen und ihrem Verfasser ein Platz in den Tempeln des Confucius angewiesen. Der erste Kaiser der Ming-Dynastie, Hung wu, ließ ihn indessen in 1372 wieder aus denselben entfernen, da er eine Stelle in den

Werken des Weisen, in welcher es heißt, daß wenn ein Fürst seine Minister, wie Erde und Gras ansieht, sie ihn wie einen Feind und Räuber betrachten, für ein unverzeihliches Verbrechen gegen die Würde des Herschers ansah. Zugleich mit der Entfernung des Namens des Mencius aus den Tempeln wurde eine Verordnung erlassen, nach der jeder, welcher es wage, gegen dieses Verfahren Einspruch zu erheben, wegen Hochverrates zur Verantwortung gezogen werden solle. Mit der in solchen Fällen den Chinesen vielfach eigenen Unerschrockenheit und Freimut ließen sich die Verehrer des Philosophen nicht abhalten, gegen die von dem Kaiser angeordnete Maßregel Verwahrung einzulegen, und schon im nächsten Jahre wurde dieselbe rückgängig gemacht, da, wie eine neue kaiserliche Verordnung sich ausdrückte, Mencius sich durch die Bloßlegung und Niederwerfung ketzerischer Lehren des Platzes als einer der Genossen des Confucius würdig gezeigt habe. Der Platz, welchen Mencius heute als der vierte, d. h. letzte derselben einnimmt, wurde ihm in 1530 angewiesen.

Aehnlich wie die Gespräche des Confucius, aber besser geordnet, enthalten die Werke des Mencius Gespräche und nebeneinander gestellten Aeußerungen uud Antworten des Meisters.

12) Das Hsiao king, Buch der kindlichen Liebe.

Das Hsiao king enthält Gespräche über den Gegenstand, welche angeblich zwischen Confucius und einem seiner Schüler stattgefunden und von dem letzteren dem Enkel des Weisen, Tsze sze, mitgeteilt worden sein sollen. Die Bezeichnung des Werkes als das Buch der kindlichen Liebe ist nicht umfassend genug für den Inhalt, da auch

andere Beziehungen, wie z. B. zwischen Herrn und Diener (Fürsten und Beamten) in demselben besprochen werden. Allgemeine Pflichterfüllung auf der Grundlage kindlicher Liebe in allen Ständen wird unzweifelhaft richtiger sein.

Nach dem Sturz der Tsin-Dynastie wurde ein Exemplar des Hsiao king aufgefunden; später ein zweites; über die Authenticität derselben gehen die Ansichten der Kritiker weit auseinander.

13) Das Wörterbuch Urhya.

Das Werk stammt aus dem Jahre 500 v. Chr., enthält aber wohl auch ältere Teile, angeblich aus dem 13. Jahrhundert v. Chr. Als Verfasser wird gewöhnlich ein Schüler des Confucius, Tsze hia, genannt. Das Buch zerfällt in 19 Abteilungen, und die Worte sind in demselben nach Materien, z. B. unter Vögel, Haustiere, Pflanzen u. s. w., geordnet. Die Bedeutung des Urhya liegt darin, daß es der erste sehr frühe Versuch war, Ordnung in das vorhandene Material zu bringen, und daß es die in den klassischen und sonstigen alten Schriften vorkommenden Ausdrücke erklärt.

14) Das Tahio, die große Lehre.

Ueber den Verfasser des Werkes ist nichts bekannt. Die Tradition schreibt es dem Enkel des Confucius zu. Ein Exemplar der großen Lehre wurde nach dem Sturz der Tsin-Dynastie mit anderen Büchern gefunden und blieb der Text desselben lange Zeit maßgebend; bei einer im 11. Jahrhundert n. Chr. vorgenommenen Durchsicht des Textes erfuhr derselbe eine Anzahl Aenderungen, von denen die bedeutendste war, daß als die zweite Pflicht

des Herschers hingestellt wurde, „sein Volk zu erziehen", statt es „zu lieben", wie es früher hieß.

15) Das Chung yung, die unveränderliche Mitte.

Das Chung yung wird fast einstimmig und wohl mit Recht dem Enkel des Confucius zugeschrieben; trotz der entgegengesetzten Ansicht einzelner Kritiker ist das Werk wahrscheinlich vollständig erhalten auf die Neuzeit gekommen.

Nach der alten Anschauung gehören „die große Lehre" und „die unveränderliche Mitte" zusammen. Ein berühmter Gelehrter des 2. Jahrhunderts v. Chr. sagt darüber: „Als Kung kih (d. h. Tsze sze) in Not und Drangsal in Sung lebte, fürchtete er, daß das, was die alten Weisen gelehrt, unverständlich werden und die Grundsätze der alten Kaiser und Fürsten in Trümmer gehen könnten, darum verfaßte er die „große Lehre" als den Einschlag und die „unveränderliche Mitte" als die Kette derselben.

In der That läßt sich ein innerer Zusammenhang zwischen den beiden Werken, die nach Chu hi in alten Zeiten die Grundlage der Jugenderziehung gebildet haben sollen, nicht in Abrede stellen.

„Die „große Lehre" lehrt „Tugend zu bethätigen, das Volk zu erziehen (oder zu lieben) und in der Vollkommenheit zu beharren"; die „unveränderliche Mitte" sagt: „Was der Mensch vom Himmel empfangen hat, ist seine Natur; wer in Uebereinstimmung mit derselben handelt, wandelt auf dem Pfade der Pflicht, den Pfad zu gehen lernt der Mensch durch Unterweisung." Durch beide Werke geht wie ein roter Faden der Grundsatz,

daß jeder, besonders aber der Fürst durch sein Beispiel wirken könne und müsse, daß daher, um diesen Einfluß bethätigen zu können, der einzelne erst selbst nach Vollkommenheit streben müsse, und daß der richtige Weg, um dieses Ziel zu erreichen, zwischen zu vermeidenden Extremen liege.

16) Das Tshu shu, die Bambusbücher.

Die Bambusbücher, d. h. eine Anzahl Bambustäfelchen mit über 100000 Zeichen sollen im Jahre 279 n. Chr. in dem Grabe des Königs Sêang von Wei (gest. 295 v. Chr.) gefunden und in der kaiserlichen Bibliothek niedergelegt worden sein, nachdem sie vorher schon durch Alter und Feuchtigkeit sehr gelitten gehabt hatten. Die zu ihrer Durchsicht ernannte Kommission von Gelehrten entdeckte in ihnen 15 Werke, darunter eine Abschrift des Iking und einen Band Annalen, welche letzteren dann als die Bambusbücher bezeichnet wurden. Die Annalen beginnen mit der Geschichte Chinas von ca. 3000 Jahren v. Chr. an; von 960 bis 369 enthalten sie die Geschichte des Fürstentums Tsin und von dann bis 295 v. Chr. die des Fürstentums Wei, welche mit dem Tode des Königs Sêang abbricht.

Erwähnt wird der Fund als soeben stattgefunden von dem berühmten Gelehrten und Staatsmann Fu Yü (222—284 n. Chr.); wenn die Authenticität der Bambusbücher trotzdem vielfach angezweifelt wird, so ist dies dem Umstande zuzuschreiben, daß dieselben neben historischen Thatsachen auch viele Fabeln und mystische Spekulationen enthalten, die auf ursprüngliche starke taoistische Einflüsse oder auf eine spätere solche Ueberarbeitung schließen lassen. Eins der in dem Grabe gefundenen Werke ist

die Erzählung von den Reisen des Chau-Kaisers Mu (1001—983 v. Chr.), der die westliche göttliche Mutter, Si wang mu, im Kuenlün-Gebirge besucht haben soll; es werden darin unter genauer Angabe der Tage die fabelhaften Abenteuer Mu wangs berichtet.

Ein Werk, welches sich mit dem Leben und den Aussprüchen des Confucius beschäftigt und obgleich anerkannt apokryph, sich doch wegen der großen Menge von Traditionen, welche aus der Zeit der Abfassung, dem 3. Jahrhundert n. Chr. stammen, eines bedeutenden Rufs erfreut, ist das Kung tsze kia yu, die Aussprüche des Confucius im Kreise seiner Schüler. Ein solches Buch bestand schon vor dem Beginn unserer Zeitrechnung, ist aber verloren gegangen; das heutige ist ein Werk eines gewissen Wang Suh, der sich als der Verfasser des dazu gehörigen Kommentars nannte, den Text aber von einem Nachkommen des Confucius erhalten haben wollte.

Außer den klassischen oder mehr oder weniger zu denselben gerechneten Büchern giebt es eine ganze Anzahl anderer Werke, deren Verfasser, obgleich ebenfalls vielfach kanonisiert und mit den höchsten posthumen Ehrentiteln belegt, doch keinen Platz in dem ortodoxen Pantheon, den Confuciustempeln, gefunden haben. Es sind dies die Schriften der Taoisten, eine Litteratur, die freilich hauptsächlich in ihren späteren entarteten und mit den ursprünglichen Lehren nur noch lose zusammenhängenden Auswüchsen einen so durchgreifenden Einfluß auf den Entwicklungsgang des chinesischen Volkes ausgeübt hat, daß die Erwähnung einiger der Hauptwerke der taoistischen Schule im Anschluß an die der offiziellen Orthodoxie gerechtfertigt erscheinen kann. Es sind dies das Tao teh

king, das Buch des Weges und der Tugend, als dessen Verfasser allgemein Li R, als Lao tsze bekannt, angesehen wird. Derselbe lebte wahrscheinlich gegen Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. und nimmt dem Taoismus gegenüber dieselbe Stellung ein wie Confucius zu der nach ihm genannten Lehre. Beide waren Erklärer und Verbreiter, nicht erste Verkünder der Lehren, nur sind die alten Schriften und Ueberlieferungen, aus denen Lao tsze geschöpft hat, nicht mehr vorhanden. Das Thao teh king ist vielfach schwer, wenn nicht gar ganz nicht verständlich und hat daher für Ausleger und Uebersetzer einen willkommenen Anlaß gegeben, ihren Scharfsinn leuchten lassen. Das älteste erhaltene Kommentar stammt aus dem 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung und ist von Wang Pi verfaßt.

Auch dem Befehlshaber des Hankuh Passes, Yin Hi, für welchen, nach der Legende, Lao tsze das Tao teh king geschrieben haben soll, wird ein Werk, das Kwan Yin tze, zugeschrieben. Der bibliographische Teil der Han-Geschichte erwähnt desselben, ohne daß indessen weiteres bekannt geworden sei; erst im 12. Jahrhundert taucht es plötzlich im Besitz der Sun Ting Familie wieder auf mit einer angeblichen Vorrede Liu Hiangs (80—9 v. Chr.) Das Werk ist unzweifelhaft eine Fälschung, aber wahrscheinlich schon früherer Zeit und wird für die Arbeit eines bedeutenden Gelehrten gehalten.

Zwei angebliche Schüler Lao tszes, Lieh yü kau und Chwang chau, dem 5. resp. 4. Jahrhundert v. Chr. angehörig, haben ebenfalls Werke hinterlassen, die von ihren Schülern nach mündlichen Ueberlieferungen niedergeschrieben worden sein sollen. Bei beiden tritt das mystische, bei letzterem auch das cynische Element bereits

mehr in den Vordergrund, und sie haben auf die weitere Entwicklung des Taoismus in einer sich von der ursprünglichen Lehre Lao tszes weit entfernenden Richtung sehr wesentlich eingewirkt. Die bedeutendsten Kommentare zu den Werken dieser beiden stammen indessen erst aus dem 4. Jahrhundert n. Chr., während ihr Haupteinfluß in das 8. Jahrhundert unter die Tang-Dynastie fällt.

Ein anderer bedeutender Vertreter des Taoismus ist Hwai Nan Tsze, unter welchem Namen der Prinz Liu Ngan schrieb, der Enkel des Gründers der Han-Dynastie. Ein eifriger Anhänger der taoistischen Lehre, namentlich der alchimistischen Richtung derselben, versammelte er viele Hunderte von Adepten um sich und suchte mit ihnen nach dem Elixir der Unsterblichkeit und dem Stein der Weisen. Er starb 112 v. Chr. durch seine eigene Hand, nachdem ein Versuch, sich des Thrones zu bemächtigen, fehlgeschlagen war. Seine Schriften sind ebenfalls durch Liu Hiang herausgegeben worden.

Die vorstehenden Angaben werden genügt haben, auf die Lücken aufmerksam zu machen, welche in der Ueberlieferung der übernommenen Texte bestehen, wie auf die großen Zeiträume, welche in den meisten Fällen zwischen der Abfassung der schwer oder unvollkommen verständlichen Texte und der ersten erhalten gebliebenen, zum Verständnisse unentbehrlichen Kommentare verflossen sind.

Die Ursachen dieser für die Kenntnis der ältesten Geschichte Chinas wie der mit derselben eng verbundenen philosophischen Litteratur so bedauerlichen Lücken sind außer in der mangelhaften Entwicklung der Schrift und dem ungenügenden Zustande der Schreibmaterialien, Täfelchen aus Bambus, in die die Zeichen mit einem

ſcharfen Inſtrument eingeritzt oder eingeſtochen wurden, welche in den älteſten Zeiten der Abfaſſung wie der Aufbewahrung ſolcher Werke hindernd in den Weg traten, vor allem in der von dem Kaiſer Tſin Shi Wangti in 213 v. Chr. angeordneten Vernichtung der meiſten klaſſiſchen Werke zu ſuchen, bei welcher nur mehr oder weniger verſtümmelte Exemplare den Flammen entgingen.

Sze ma tſien (163—85 v. Chr.) hat in ſeinen „hiſtoriſchen Aufzeichnungen" den Erlaß des die Zerſtörung der Bücher und die Ueberwachung der Gelehrten anordnenden kaiſerlichen Edikts in ſehr effektvoller Weiſe dramatiſiert; in Wirklichkeit wird die Maßregel wohl das Ergebnis reiflicher Ueberlegung geweſen ſein.

Sze ma tſien berichtet:

„In 212 (v. Chr.) kam der Kaiſer von einer Reiſe, die er nach dem Süden unternommen hatte, zurück und gab ein Feſt im Palaſt, bei dem auch die ſiebzig großen Gelehrten (die Profeſſoren der kaiſerlichen Akademie) erſchienen und ihn begrüßten. Einer der Miniſter, Chau Tſing ſhin, trat vor und ſprach: Früher war das Reich von Tſin nur 1000 Li groß, aber Deine Hoheit hat mit göttergleicher Kraft und Verſtand das ganze Reich beruhigt und alle barbariſchen Stämme fortgetrieben, ſo daß, ſo weit die Sonne und der Mond ſcheinen, alle vor Dir als Gäſte ihm Unterthänigkeit bezeugen. Du haſt die Staaten der verſchiedenen Fürſten in Provinzen und Diſtrikte umgewandelt, in denen das Volk eine ſegensreiche Ruhe genießt, frei von den Gefahren des Kriegs und des Streites um die Herrſchaft. Dieſer Zuſtand wird 10000 Geſchlechter überdauern. Nie, ſeit den älteſten Zeiten iſt jemand an erhabener Tugend Deiner Hoheit gleich geweſen.

Dem Kaiſer gefiel die Schmeichelrede, da trat Shun Yu yüe, einer der großen Gelehrten vor, und ſprach: Die Herrſcher aus dem Geſchlecht der Yin (Shang) und Chau haben während mehr als 1000 Jahren ihre Söhne und jüngeren Brüder und verdienſtvollen Miniſter mit Beſitz und Macht belehnt und fanden ſo eine Stütze und Hülfe an ihnen, das habe ich wohl vernommen. Jetzt aber hat Deine Hoheit von allem zwiſchen den vier Meeren Beſitz genommen, und Deine Söhne und jüngeren Brüder ſind nichts als Privatperſonen. Die Folge davon wird ſein, daß einer auftreten wird zu handeln wie die Empörer früherer Zeiten. Wo willſt Du dann, ohne die Unterſtützung Deiner Familie, Hülfe finden, deren Du vielleicht bedürfen möchteſt? Daß ein Zuſtand, der nicht auf den Lehren des Altertums beruht, lange beſtehen könne, das iſt, was ich nie vernommen. Tſing zeigt ſich jetzt als ein Schmeichler, der die Irrtümer Deiner Hoheit vermehrt, aber nicht als ein treuer Miniſter.

Der Kaiſer verlangte darauf die Anſichten der anderen über dieſe Vorſtellung zu hören, worauf der Premierminiſter Li ſze ſagte: Die fünf Kaiſer waren nicht einer bloß das Abbild des anderen, noch ahmten die drei Dynaſtien eine die Maßregeln der anderen nach. Jede hatte ihr eigenes Regierungsſyſtem, nicht des Gegenſatzes halber, ſondern weil es die veränderten Zeiten ſo verlangten. Deine Hoheit hat jetzt den Grund der kaiſerlichen Macht für 10000 Geſchlechter gelegt. Das iſt allerdings mehr, als ein einfältiger Profeſſor verſtehen kann. Außerdem ſpricht Yüe nur über Sachen, die auf die drei Dynaſtien Bezug haben und die ſich als Vorbilder durchaus nicht für Dich eignen. Früher, als die

Prinzen gegeneinander anstrebten, da suchte jeder die Gelehrten um sich zu sammeln, aber heute steht das Reich fest begründet, und Gesetze und Verordnungen gehen von einer höchsten Gewalt aus. Die, welche in ihren Wohnstätten bleiben, sollen ihre Kräfte dem Ackerbau widmen, und die, welche Gelehrte werden, sollen die verschiedenen Gesetze und Vorschriften studieren. Statt das zu thun, lernen die Gelehrten nichts, was sich auf die Gegenwart bezieht, sondern studieren das Altertum; sie fahren fort, die Gegenwart zu verurteilen, das Volk irre zu leiten und es zur Unordnung zu verführen. Selbst auf die Gefahr meines Lebens hin sage ich, der erste Minister: Früher, als das Reich uneins und voll Unruhe war, da war niemand, der ihm Einheit geben konnte; darum standen die Fürsten auf, jeder berief sich auf die Vergangenheit zum Schaden der Gegenwart, grundlose Behauptungen wurden aufgestellt, um die Wirklichkeit zu beschämen, und viele prahlten mit ihrem eigenen Wissen, um das zu verurteilen, was ihr Herrscher befahl. Und selbst jetzt, nachdem Deine Hoheit das Reich und eine feste Einheit gegründet hat, loben sie noch ihr eigenes Wissen und stecken ihre Köpfe zusammen. Sie lehren dem Volk, was gegen die Gesetze geht. Wenn sie hören, daß eine Verordnung erlassen worden ist, fängt jeder an, seine Weisheit über sie auszukramen. Bei Hofe tragen sie ihr Mißvergnügen im Herzen, draußen schreien sie es auf der Straße aus. Während sie thun, als wenn sie ihren Meister lobten, ist jeder stolz darauf, seine eigenen abenteuerlichen Ansichten zu haben. So verleiten sie das Volk zum Murren und zu aufrührerischen Reden. Wenn solche Dinge nicht untersagt werden, so wird Deiner Hoheit Autorität leiden und es werden sich

Parteiungen im Staate bilden. Darum verbiete sie. Ich bitte darum, daß alle Chroniken in den Händen der Historiographen mit einziger Ausnahme derer des Hauses von Tsin verbrannt werden; ebenso, daß im ganzen Reiche allen denen, welche Exemplare des Shiking, des Shuking oder der Bücher der 100 Schulen haben, mit Ausnahme der Professoren der Akademie, befohlen werde, damit vor den Beamten der Distrikte zu erscheinen und sie zu verbrennen; daß alle, die zusammen über das Shuking und Shiking reden, hingerichtet und ihr Körper auf dem Marktplatz ausgestellt werden; daß die, welche die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart loben, mit allen ihren Verwandten getötet werden; daß Beamte, die Kenntnis von der Uebertretung dieser Vorschriften haben und die Uebertreter nicht anzeigen, ebenso wie dieselben bestraft werden sollen, und daß, wer seine Bücher nicht innerhalb 30 Tagen nach dem Erlaß dieser Verordnung verbrannt hat, gebrandmarkt und zur großen Mauer geschickt werde, um vier Jahre an derselben zu arbeiten. Die einzigen Bücher, die zu verschonen sein würden, sollten die über die Arzneiwissenschaft, die Wahrsagekunst und den Ackerbau sein. Wer die Gesetze kennen zu lernen wünscht, kann zu den Behörden gehn und sie dort erfahren. Der kaiserliche Beschluß war ‚genehmigt'."

Im Jahre nach dem Erlaß des Edikts wurde der Zorn des Kaisers aufs neue durch die Flucht zweier Gelehrten erregt, die seine besonderen Günstlinge gewesen waren; er ließ daher genaue Nachforschungen anstellen, ob jemand von den Gelehrten schlimme Reden über ihn geführt und das Volk gegen ihn aufgeregt habe. Die Untersuchung wurde von den Censoren geführt, und da

sich herausstellte, daß mehr als 460 Gelehrte das Verbot übertreten hatten, wurden sie alle zum warnenden Beispiel für das Reich lebendig begraben, während die Gesetze mit verdoppelter Strenge gegen alle Verdächtigen gehandhabt wurden.

Diese Verfolgung der Gelehrten und Verbrennung der Bücher ist indessen nicht der einzige Schlag gewesen, der die chinesische Litteratur getroffen hat. Bei dem Sturze der Tsin-Dynastie wurde in den Kämpfen um die Herrschaft die Reichshauptstadt ein Raub der Flammen, die wochenlang in ihr gewütet haben sollen und vermutlich mindestens ebenso viele der vor der Verfolgung geretteten Exemplare der klassischen Werke zerstört haben mögen, als es dem Tsin-Kaiser gelungen war, zu vernichten. Aehnliche bibliothekarische Katastrophen, wie der Chinese sie nennt, folgten in kurzen Zwischenräumen auf einander. In den ersten Jahren unserer Zeitrechnung wurde bei einem Aufstande die mit Aufwand von Zeit und Mühe zusammengebrachte angeblich 12 000 Bände (Bündel von Tafeln?) starke Reichsbibliothek zerstört. Aehnlich erging es einer von den späteren Han gegründeten Sammlung, welche gegen Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. teils bei einem Brande des kaiserlichen Palastes, teils bei der Uebersiedlung des Hofes nach Schensi nnd den darauf folgenden Unruhen verloren ging. Dasselbe Schicksal teilte eine in 311 von den Wei- und Tsin-Kaisern angelegte Bibliothek von nahe an 30 000 Büchern (Rollen, denn Leder und Seide hatten die Bambusbrettchen ersetzt), und eine fünfte große Katastrophe erfolgte in 554, als der Kaiser Yuanti in Nanking seine 70 000 Bücher enthaltende Sammlung den Flammen preisgab.

Wenn trotz dieser verschiedenen Unglücksfälle von der alten Litteratur noch so viel erhalten worden ist, als man heute besitzt, so ist dies dem regen, durch das Interesse und die Munificenz der verschiedenen Herrscher auf das wirksamste unterstützten Eifer, dem Sammelfleiß und der eingehenden Kritik der chinesischen Gelehrten zuzuschreiben. Daß bei den verschiedenen Versuchen zur Wiederherstellung teilweise verloren gegangener und verstümmelter Texte, denn nur in dieser Form sind die Bruchstücke vorconfucianischer Litteratur, wie auch viele der Werke aus der Zeit bis zum Beginn unserer Aera auf uns gekommen, vielfache Fälschungen mit unterlaufen sind, kann den nicht wunder nehmen, welcher die Vorliebe und das Geschick der Chinesen für derartige Täuschungen in jedem Zweige ihrer heimischen Künste kennt. In vielen Fällen ist es der späteren Kritik, oft freilich erst nach Jahrhundeten, gelungen, die Fälschungen aufzudecken und die älteren, wenn auch unvollständigeren, aber weniger verdächtigen Texte wieder zu Ehren zu bringen.

Auch in neuerer Zeit, selbst nach der Erfindung und allgemeinen Anwendung der Buchdruckerei ist die Zahl der verloren gegangenen und nur noch durch die in irgend einem Kataloge aufgeführten Titel oder durch Citate in anderen Schriften bekannten Werke sehr bedeutend. Der Grund dafür wird einerseits in den vielen innèren Unruhe, bei denen wenige Städte zu einer oder der anderen Zeit der Zerstörung entgangen sind, — der Taiping-Aufstand hat auch in dieser Beziehung furchtbaren, unersetzlichen Schaden angerichtet, während bei der Zerstörung des Sommerpalastes in 1860 durch die Engländer die schöne kaiserliche Bibliothek in demselben vernichtet

wurde, — andererseits darin gesucht werden müssen, daß die Zahl der durch Abschrift und Druck vervielfältigten Exemplare eines Werks gewöhnlich, und zwar namentlich, wo es sich um größere Werke, Kompendien, Encyklopädien u. s. w. handelte, eine sehr beschränkte, häufig nur für die Verteilung innerhalb eines engeren Kreises bestimmte gewesen ist; in vielen Fällen sind dann die besonders dafür angefertigten metallenen Typen gestohlen oder die gewöhnlich zum Druck verwendeten hölzernen Platten verloren gegangen, zerstört oder unbrauchbar geworden, und es ist nie zu einer zweiten Auflage gekommen. Auch dem in China sehr zu fürchtenden Wurmfraße mag die Zerstörung vieler Werke, oft selbst der Druckplatten, zuzuschreiben sein.

Es genügt einmal einen Blick in die Bibliothek eines der vielen in der Umgegend von Peking gelegenen Klöster gethan oder die Beschreibung der Bibliothek des Hanlin-Collegiums, welche Dr. Martin in seinem „Hanlin papers" giebt, gelesen zu haben, um sich einen Begriff davon zu machen, wie Feuchtigkeit und Würmer unter den litterarischen Schätzen Chinas aufgeräumt haben und ihr Zerstörungswerk noch täglich fortsetzen. In den Klosterbibliotheken findet sich oft unter tausend ungeordnet herumliegenden Bänden nicht einer, dessen Blätter nicht halb verfault oder von Wurmfraß durchlöchert wären, und nach dem Zustand zu urteilen, in dem sich viele der zu Zeiten aus kaiserlichen oder Privatbibliotheken ans Licht kommenden Werke befinden, muß es in diesen Hallen der Gelehrsamkeit nicht viel besser aussehen. Einen großen Teil der Schuld trägt das schlechte Papier und die Flüchtigkeit der Aufmachung der aus lose zusammengestichelten Blättern bestehenden Hefte, die Hauptursache des

Verfalls der Sammlungen ist aber darin zu suchen, daß dieselben dem Publikum nicht zur Benutzung zugänglich sind, und die administrative Aufsicht in diesen wie in den meisten anderen Fällen in China eine rein nominelle ist, sodaß die Bücher veruntreut werden oder in anderer Weise zu Grunde gehen, ohne daß irgend jemand den Beruf fühlte oder den Mut hätte, ordnend und rettend in den Augiasstall hineinzusteigen. An Berichten und kaiserlichen Edikten fehlt es freilich nicht, aber bei den schön klingenden, wohlgesetzten Phrasen pflegt es meistens auch sein Bewenden zu haben. Da kann denn der wahre Ameisensammelfleiß der Litteraten, die sonst in so vielen Beziehungen hemmend auf die Entwicklung des Landes eingewirkt haben, nicht rühmend genug anerkannt werden; ihm hauptsächlich ist zu verdanken, was von den litterarischen Schätzen des Landes gerettet worden ist und erhalten bleiben wird.

Verlag von Strecker & Moser in Stuttgart.

Schriften über Ostasien.

Drei Jahre ostasiatischer Politik. 1894—1897. Beiträge zur Geschichte des chinesisch-japanischen Krieges und seiner Folgen. Von **M. v. Brandt**, k. deutscher Gesandter a. D.

Originelle Ausstattung. Gr. 8°. VI u. 263 Seiten M. 3.50.

Schwäbischer Merkur: Durch die deutsche Festsetzung in der Kiautschaubai sind uns die ostasiatischen Dinge mit einemmal näher gerückt worden und wir haben Ursache, alles dankbar zu begrüßen, was dazu dient, uns in diesen uns bis dahin ziemlich fremden Angelegenheiten zu orientieren. Unter diesem Gesichtspunkt machen wir auf die neueste Schrift des ehemaligen deutschen Gesandten in Peking, M. v. Brandt, „Drei Jahre ostasiatischer Politik, 1894—1897", aufmerksam, worin **auf Grund der besten Quellen die chinesisch-japanischen Beziehungen vor, während und nach dem Kriege**, das Eingreifen der fremden Mächte, insbesondere der Streit um Korea zwischen Japan und Rußland, die Vorteile, die Rußland in Folge des Krieges sich zu sichern gewußt hat, die Aussichten, die sich weiterhin aus der veränderten Lage ergeben, in **einleuchtender Weise** erörtert werden. Die Schrift, der eine Reihe von Aktenstücken angehängt ist, ist noch vor der deutschen Expedition nach Kiautschaubai geschrieben; nur um so überzeugender wirkt es, wenn sie, wie schon frühere Schriften desselben Verfassers, zu dem Schluß gelangt, daß Deutschland nicht säumen dürfe, von den jetzigen Verhältnissen Gebrauch machend, in die ostasiatische Frage einzugreifen.

Die Grenzboten, Leipzig: Nicht halb so groß wie Hesses Buch und doch von viel **größerem Gewicht** ist das Buch von M. v. Brandt: „Drei Jahre ostasiatischer Politik, 1894—1897." Der Verfasser ist der einstige deutsche Gesandte in China, ein Mann von **unzweifelhaft großem Wissen und reicher Erfahrung in ostasiatischen Dingen, wohl der beste praktische Kenner Ostasiens in Deutschland.** Dem vorliegenden Buche bestimmt er den Zweck, über die ostasiatischen Entwicklungen seit dem Kriege von 1894/95, da sie auch die europäischen Interessen stark in Mitleidenschaft ziehen, das Material zu selbständiger Beurteilung vorzulegen. Es besteht aus **diplomatischen Schriftstücken** und aus **klaren, fesselnden Darstellungen** über die **chinesisch-japanischen Beziehungen**, über die **Stellung der fremden Mächte** zu den Kriegführenden und über die **japanische und russische Politik in Korea.** Das Buch ist eine **treffliche Einführung** in die plötzlich auch für uns brennend gewordene Frage der ostasiatisch-europäischen Beziehungen, außerdem **anziehend** durch die **überlegen ruhige Beurteilung der Sachlage.**

Fränkischer Courier, Nürnberg: Seit dem chinesisch-japanischen Krieg werden die **Ereignisse in Ostasien** fast mit **derselben Aufmerksamkeit** verfolgt, die man den **Vorgängen in der nordamerikanischen Union zuwendet.** Japan droht mit der fortschreitenden Entwickelung seiner Industrie zu einem immer gefährlicheren Konkurrenten auf dem Weltmarkt zu werden; in China andererseits hofft man, je mehr es seine Grenzen den Fremden verschließt, um so mehr einen kauffähigen Markt für unsere Erzeugnisse zu finden, der vielleicht für die Einbußen, die wir an anderen Orten erleiden, einen Ersatz zu bieten vermag. Die Ereignisse

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

jüngster Zeit, die zur Besetzung des Hafens von Kiautschau seitens der Deutschen führten, können jenes Interesse nur erhöhen. So kommt die Schrift **gerade zur rechten Zeit**, in welcher ein so **hervorragender Kenner der ostasiatischen Verhältnisse**, wie M. v. Brandt, zur **Beurteilung der Entwickelung der Zustände in Ostasien**, wie sie infolge des Krieges von 1894/95 sich gebildet haben, **ein reiches Material** an die Hand giebt, wie es wohl nur ihm vermöge seiner ausgedehnten Beziehungen zu Gebot stehen konnte.

Die Zukunft Ostasiens.

Ein Beitrag zur Geschichte und zum Verständnis der ostasiatischen Frage. Von **M. v. Brandt**, k. deutscher Gesandter a. D.

Gr. 8°. 80 Seiten M. 2.—.

Über Land und Meer, Stuttgart, 1895 Bd. 31: Mit seiner Schrift: „Die Zukunft Ostasiens" liefert M. v. Brandt **einen Beitrag zur Geschichte und zum Verständnis der ostasiatischen Frage**, der besonders angesichts des japanisch-chinesischen Friedensschlusses von **großem Wert** ist. Als das Ziel Japans bezeichnet er in erster Linie die Demütigung und Schwächung Chinas. Nachdem Japan diesen Zweck erreicht hat, würde es aber dem japanischen Wunsch und Interesse entsprechen, wenn China, statt kommerziell, finanziell und politisch in die Abhängigkeit von den fremden Mächten zu geraten, sich ihm anschlösse und gemeinschaftlich mit ihm das Prinzip „Ostasien für die Ostasiaten" verträte.

Deutsches Kolonialblatt, Berlin: Die kleine Schrift des **besten deutschen Kenners der ostasiatischen Verhältnisse**, hat gleich bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen gemacht und nicht unwesentlich zur **allgemeinen Beurteilung der chinesisch-japanischen Verhältnisse in Europa** beigetragen.

Sittenbilder aus China.

Mädchen und Frauen. Ein Beitrag zur Kenntnis des chinesischen Volkes. Von **M. v. Brandt**, k. deutscher Gesandter a. D.

Gr. 8°. 87 S. M. 1.60.

Deutsche Tageszeitung, Berlin: Herr v. Brandt ist bekanntlich einer der **begabtesten Kenner Chinas**. Wenn seine Schilderungen auch nicht lauter Neues enthalten, so sind sie doch **zuverlässig** und **korrigieren unsere Kenntnis des chinesischen Frauenlebens in vielen wesentlichen Punkten.** Daß Brandt **hübsch** zu schildern, **anschaulich** zu beschreiben und **gefällig** darzustellen weiß, ist bekannt.

Deutsche Revue, Stuttgart: Eine zweite Plauderei des **„alten Chinesen"**, die sich diesmal mit einem bestimmten Gegenstande beschäftigt. Die aus der **eigenen reichen Erfahrung** des Verfassers stammenden Schilderungen bilden eine **interessante** und **wertvolle Bereicherung unserer Kenntnisse.**